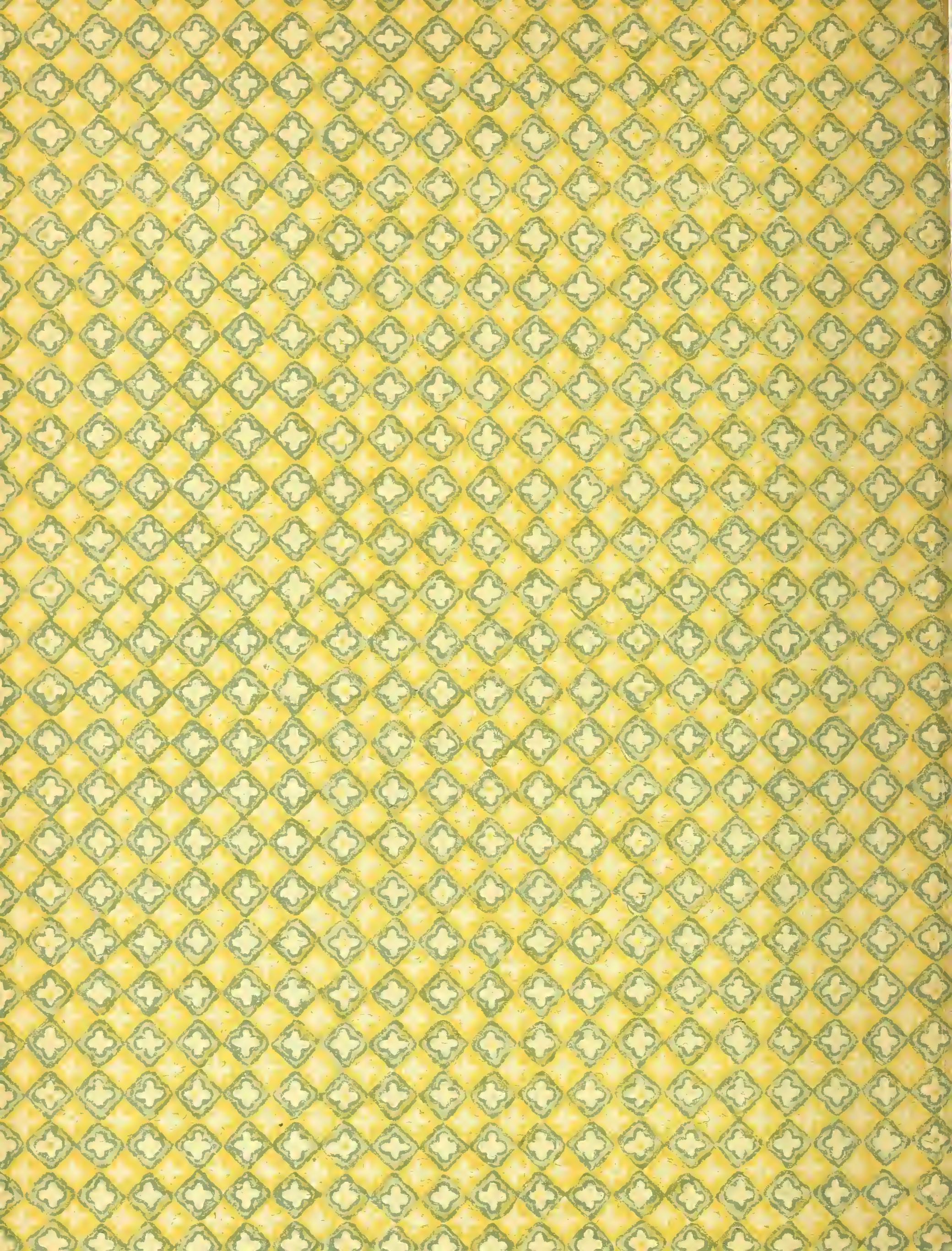
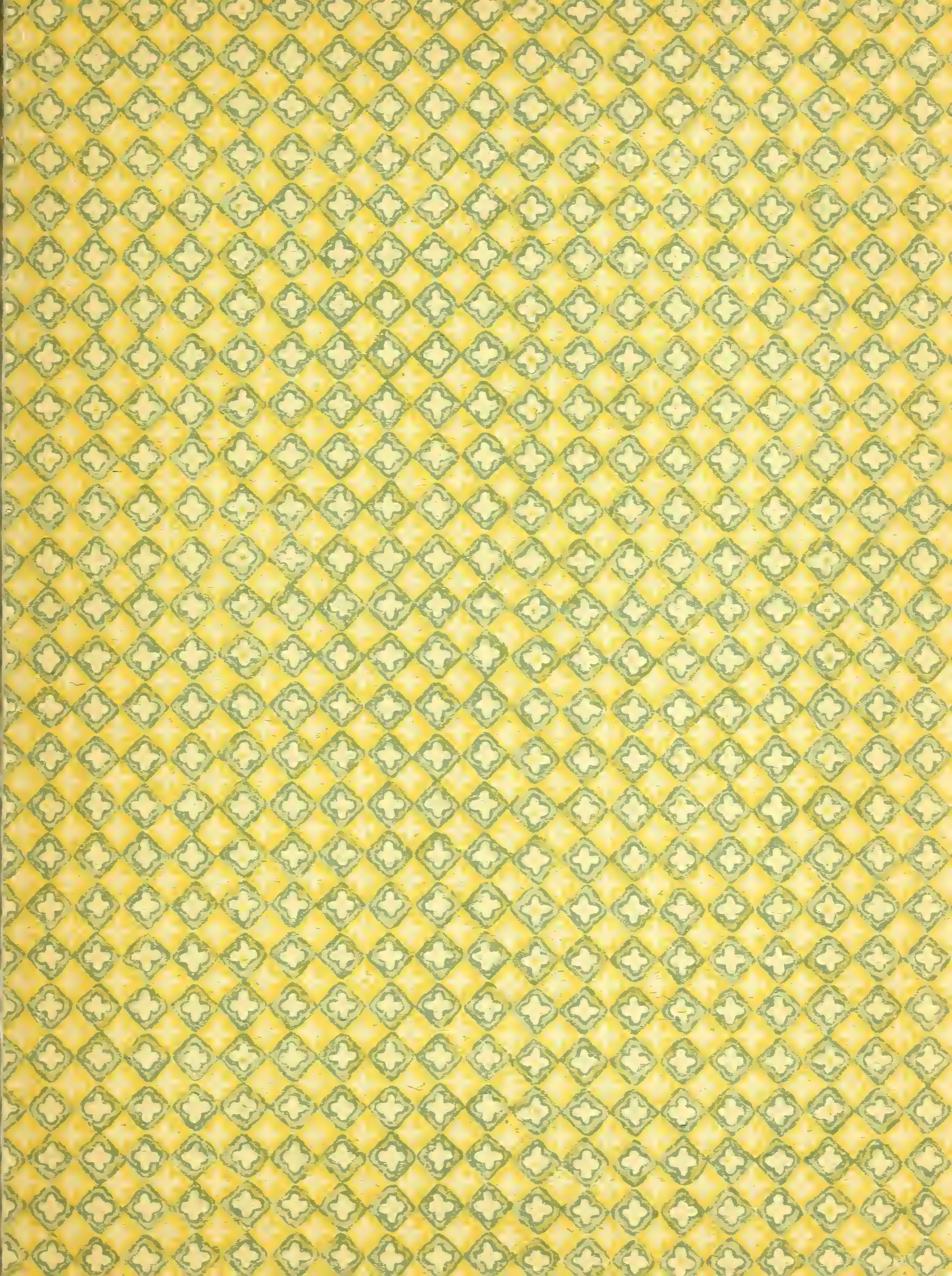
Illustrierte nordische
Volks- und Hausmärchen



Dritte Sammlung

Verlag von Albert Langen in München







Nordische Volks- und Hausmärchen

Dritte Sammlung

Nordische Volks- und Hausmärchen

Gesammelt

von

P. Chr. Asbjörnsen und Jörgen Moe

Ausgewählt und herausgegeben

von

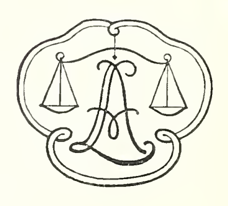
Björn Björnson

Deutsch

von

Pauline Klaiber

Dritte Sammlung



Albert Langen

Verlag für Litteratur und Kunst

München 1909

Nordische Volks- und Hausmärchen

Gesammelt

von

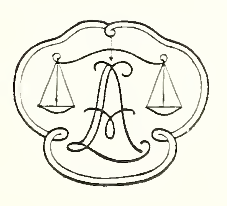
P. Chr. Asbjörnsen und Jörgen Moe

Dritte Sammlung

Mit vielen Zeichnungen

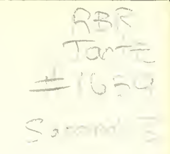
von

Th. Kittelsen und Otto Sinding



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1909





Inhalt



Östlich von der Sonne und westlich vom Mond

Es war einmal ein armer Häusler, der hatte viele Kinder, die er nur notdürftig ernähren und ganz ärmlich kleiden konnte; es waren lauter schöne Kinder, aber am schönsten von allen war doch die jüngste Tochter, sie war geradezu unbeschreiblich schön.

Nun war einmal an einem Donnerstag abend im Spätherbst fürchterliches Wetter draußen; es war stockfinster, und es regnete und stürmte, daß das Haus in allen Fugen krachte. Die ganze Familie saß um den Kamin herum, und jedes hatte irgend eine Arbeit vor. Da klopfte es plötzlich dreimal laut an die Fensterscheibe. Der Mann ging hinaus, um zu sehen, was es gäbe, und als er hinauskam, stand da ein großer weißer Bär.

„Guten Abend," sagte der weiße Bär.

„Guten Abend," sagte auch der Mann.

„Willst du mir deine jüngste Tochter geben, dann mache ich dich ebenso reich, wie du jetzt arm bist," sagte der Bär.

Dem Mann gefiel es nicht übel, daß er so reich werden sollte; aber er meinte doch, er müsse vorher mit seiner Tochter sprechen. Er ging also wieder hinein und sagte, es sei ein weißer Bär draußen, der habe versprochen, ihn ebenso reich zu machen, wie er jetzt arm sei, wenn er nur die jüngste Tochter zur Frau bekomme. Das Mädchen aber sagte nein und wollte nichts davon wissen. Der Mann ging wieder zu dem weißen Bären hinaus, und die beiden kamen überein, daß der Eisbär am nächsten Donnerstag wiederkommen solle, dann werde man sehen, wie die Antwort bis dahin laute. Indessen aber bearbeiteten die Eltern ihre Tochter und schwatzten ihr von all dem Reichtum vor, zu dem sie gelangen sollten, und wie gut es ihr selbst gehen würde. Da willigte sie schließlich ein; sie wusch und flickte ihre paar ärmlichen Kleider, schmückte sich, so gut sie konnte, und hielt sich reisefertig. Und was sie mitbekam, war auch nicht der Rede wert.

Am nächsten Donnerstag kam richtig der weiße Bär, die Braut zu holen; das Mädchen setzte sich mit seinem Bündel auf den Rücken des Bären, und dann trabte dieser davon. Nachdem sie eine gute Strecke zurückgelegt hatten, fragte der weiße Bär: „Hast du Angst?"

„Nein, durchaus nicht," antwortete sie.

„Halte dich nur gut an meinem Pelz fest, dann hat es keine Not," sagte der Bär.

Nun ritt sie auf dem Rücken des Bären weit, weit fort, bis sie schließlich an einen großen Felsen kamen. Da klopfte der Bär an, und gleich ging eine Tür auf, durch die sie in ein großes Schloß

hineingelangten mit vielen hellerleuchteten Zimmern, wo alles von Silber und Gold glänzte. Dann kamen sie in einen großen Saal; da stand ein Tisch, der mit den herrlichsten Gerichten über und über bedeckt war. Hier gab der weiße Bär dem Mädchen eine silberne Glocke und sagte, wenn sie irgend etwas haben wolle, brauche sie nur mit der Glocke zu klingeln, dann werde sie es sogleich bekommen. Nachdem nun das Mädchen gespeist hatte und es Abend wurde, fühlte sie sich müde von der Reise, und sie hatte Sehnsucht, sich niederzulegen und zu schlafen. Sie klingelte also mit der Glocke; aber kaum hatte sie den ersten Ton erschallen lassen, als sie auch schon in ein Zimmer versetzt war, in dem das schönste Bett stand, das man sich nur wünschen konnte, mit seidenen Kissen und Vorhängen mit goldenen Fransen; und alles, was sich in dem Zimmer befand, war auch von Gold und von Silber. Aber als sie sich niedergelegt und das Licht ausgelöscht hatte, kam ein Mensch herein und legte sich neben sie. Der Mensch aber war der weiße Bär, der in der Nacht seinen Pelz abwerfen durfte; aber das Mädchen bekam ihn nie zu sehen, denn er kam immer erst, wenn sie das Licht gelöscht hatte, und ehe es morgens hell wurde, war er wieder verschwunden.

Eine Weile ging nun alles sehr gut; aber allmählich wurde das Mädchen still und betrübt, sie war ja den ganzen Tag auf dem Schloß mutterseelenallein, und so überkam sie großes Heimweh nach ihren Eltern und Geschwistern. Der weiße Bär fragte sie, was ihr denn fehle; da sagte sie, sie sei immer so allein und wolle so schrecklich gerne ihre Eltern und Geschwister wiedersehen.

„O, das kann schon geschehen!“ sagte der weiße Bär, „aber du mußt mir versprechen, daß du mit deiner Mutter nie allein reden willst, sondern nur, wenn andere zugegen sind. Sie wird dich wahrscheinlich an der Hand nehmen und dich in ihre Kammer führen

wollen, damit sie mit dir allein sprechen kann. Wenn du dich aber darauf einläßt, machst du uns beide unglücklich."

Eines Sonntags kam dann auch wirklich der weiße Bär und sagte, jetzt könnten sie die Reise zu den Eltern antreten. Sie setzte sich also auf den Rücken des Bären, und der Bär machte sich auf den Weg. Nachdem sie einen sehr weiten Weg zurückgelegt hatten, kamen sie schließlich an ein schönes, großes weißes Haus, vor dem ihre Geschwister spielten und sich tummelten; und alles war so reich und prächtig, daß es eine wahre Freude war, es nur anzusehen.

„Hier wohnen deine Eltern," sagte der weiße Bär. „Vergiß nun nicht, was ich dir gesagt habe, sonst machst du mich und dich unglücklich."

Gott bewahre, sie würde es sicher nicht vergessen, sagte das Mädchen; und als sie vor dem Haus angekommen waren, stieg sie ab, und der Bär kehrte wieder um.

Als die Tochter bei den Eltern eintrat, freuten sich diese über die Maßen; sie sagten, sie könnten ihr nicht genug danken dafür, was sie für sie getan habe, jetzt ginge es ihnen allen miteinander ausgezeichnet. Dann fragten sie, wie es ihr selbst denn ginge. Das Mädchen sagte, es ginge ihr auch recht gut, und sie habe alles, was sie sich nur wünschen könnte. Ich weiß nicht recht, was sie ihnen noch weiter erzählte, aber ich glaube nicht, daß sie ihnen alles genau mitteilte. Am Nachmittage nun, als die Familie zu Mittag gegessen hatte, ging es so, wie der weiße Bär vorausgesagt hatte: die Mutter wollte drinnen in ihrer Kammer allein mit der Tochter sprechen; diese aber dachte daran, was ihr der weiße Bär gesagt hatte, und wollte nicht mit der Mutter gehen, sondern sagte:

„Was wir miteinander zu besprechen haben, können wir ebensogut hier sagen." Aber — sie wußte selbst nicht recht, wie es kam —



schließlich überredete die Mutter sie doch, und da mußte sie genau erzählen, wie es ihr ging. Sie berichtete nun, sobald sie abends ihr Licht gelöscht habe, komme ein Mensch, und der lege sich neben sie. Sie habe ihn aber noch nie gesehen, denn er gehe immer fort, ehe es morgens hell sei. Darüber gräme sie sich nun, denn sie wolle ihn doch so schrecklich gerne sehen, und die Tage vergingen ihr gar langsam, denn sie sei gar so verlassen und einsam.

„O weh, das ist am Ende ein Troll," sagte die Mutter. „Aber ich will dir einen guten Rat geben, wie du ihn sehen kannst. Hier hast du ein Stück von einer Kerze, das verstecke unter deinem Brusttuch. Wenn der Troll schläft, zünde das Licht an und betrachte ihn dir; nimm dich aber in acht, daß du keinen Tropfen Talg auf ihn fallen läßt." Die Tochter nahm das Licht und verbarg es an ihrem Busen, und am Abend kam der weiße Bär, sie zu holen.

Als sie eine Strecke zurückgelegt hatten, fragte der weiße Bär, ob es nicht gerade so gegangen sei, wie er gesagt habe. Doch, es sei so gegangen, das Mädchen konnte es nicht leugnen.

„Hättest du auf den Rat deiner Mutter gehört, dann würdest du dich und mich unglücklich machen, und dann wäre es aus zwischen uns," sagte der Bär. O nein, erwiderte das Mädchen, das habe es gewiß nicht getan.

Als sie zu Hause anglangt waren, und das Mädchen sich zu Bett gelegt hatte, ging es genau wie sonst: ein Mensch kam herein und legte sich neben sie. In der Nacht aber, als sie hörte, daß der Mensch fest schlief, stand sie auf und zündete die Kerze an. Sie beleuchtete ihn und sah den schönsten Prinzen, den man nur sehen konnte; er gefiel ihr so über alle Maßen, daß sie meinte, nicht länger leben zu können, wenn sie ihn nicht augenblicklich küssen dürfte. Sie tat es; aber aus Versehen ließ sie drei heiße Talgtropfen auf sein Hemd fallen, und er erwachte.

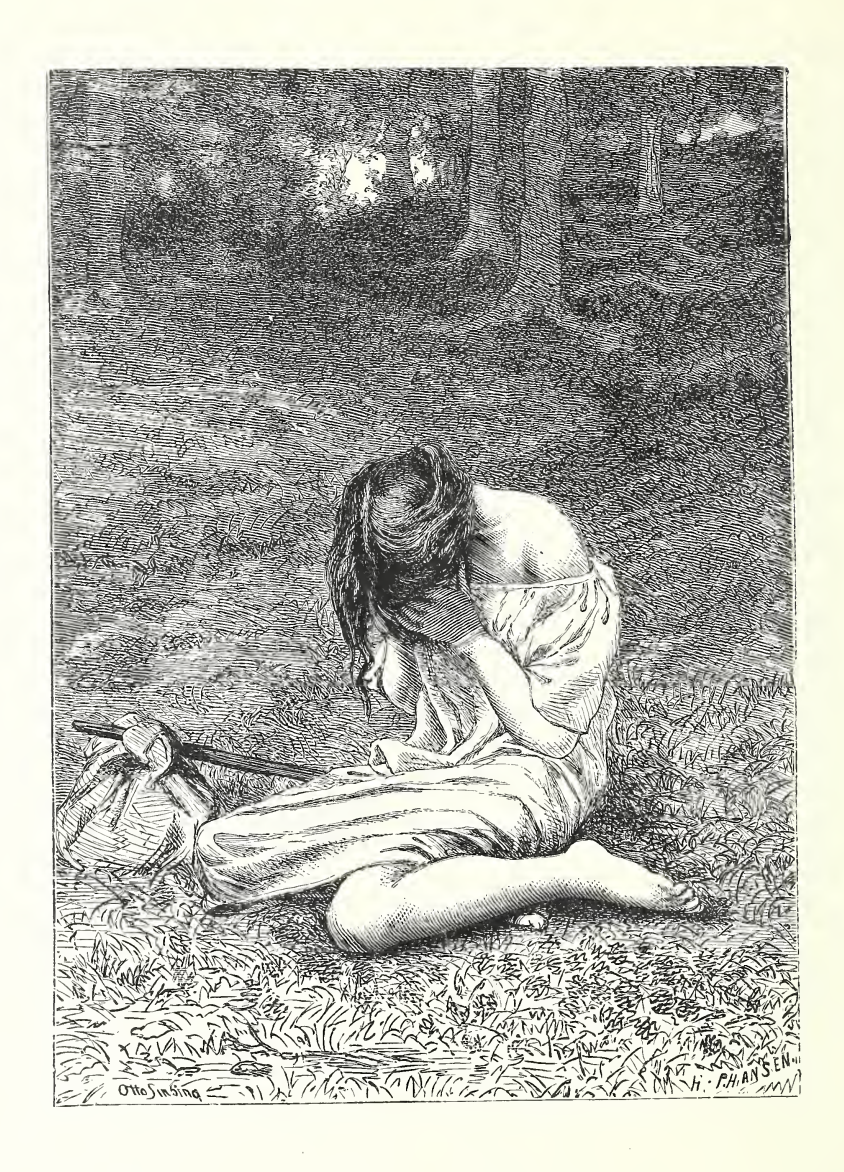
„Ach, was hast du getan!“ rief er. „Nun hast du uns beide unglücklich gemacht. Hättest du nur das Jahr ausgehalten, dann wäre ich erlöst gewesen! Ich habe eine Stiefmutter, die mich verzaubert hat, daß ich bei Tag ein Bär und bei Nacht ein Mensch bin; aber jetzt ist es aus zwischen uns beiden, und ich muß zu meiner Stiefmutter zurückkehren. Sie wohnt auf einem Schlosse, das liegt östlich von der Sonne und westlich vom Monde; dort ist eine Prinzessin mit einer drei Ellen langen Nase, die muß ich jetzt heiraten.“

Das Mädchen weinte und jammerte; aber es half nichts; der Prinz sagte, er müsse abreisen. Da fragte sie, ob sie ihn denn nicht begleiten dürfe. Nein, sagte er, das sei nicht möglich.

„Aber kannst du mir nicht wenigstens den Weg sagen, damit ich dich suchen kann. Denn das wird doch wohl erlaubt sein?“ fragte das Mädchen.

„Ja, das darfst du allerdings,“ sagte er. „Aber es führt kein Weg dahin; das Schloß liegt östlich von der Sonne und westlich vom Mond, und dahin findest du den Weg nun und nimmer.“

Als das Mädchen am nächsten Morgen erwachte, war sowohl der Prinz als auch das Schloß verschwunden; sie lag auf einem grünen Platze mitten in einem dichten, dunkeln Walde, und neben ihr lag das Bündel mit ihrer armseligen Habe, das sie von Hause mitgebracht hatte. Als sie sich nun den Schlaf aus den Augen gerieben und sich satt geweint hatte, machte sie sich auf den Weg und wanderte viele, viele Tage lang, bis sie endlich an einen großen Berg kam. Vor dem Berge saß eine alte Frau und spielte mit einem goldenen Apfel. Das Mädchen fragte die Frau, ob sie nicht den Weg wisse zu dem Prinzen, der bei seiner Stiefmutter auf dem Schlosse wohne, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde liege, und der eine Prinzessin mit einer drei Ellen langen Nase heiraten solle.


Otto Sinding
P.HANSEN

„Woher kennst du ihn?" fragte die Frau. „Bist du vielleicht das Mädchen, das er heiraten wollte."

„Ja, ich bin jenes Mädchen," antwortete sie.

„So, also du bist es?" sagte die Frau. „Ja, mein Kind, ich weiß leider nichts weiter von ihm, als daß er auf dem Schlosse wohnt, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde liegt; und dahin gelangst du wohl niemals. Aber ich will dir mein Pferd leihen, darauf kannst du zu meiner Nachbarin reiten, vielleicht kann sie dir Auskunft geben. Und wenn du dort angekommen bist, gib dem Pferd nur einen Schlag hinter das linke Ohr und befiehl ihm, nach Hause zu gehen, es kehrt dann hierher zurück. Und hier, nimm den goldenen Apfel mit, er ist dir vielleicht nützlich."

Das Mädchen setzte sich auf das Pferd und ritt lange, lange Zeit; schließlich kam es wieder an einen Berg, vor dem saß eine alte Frau mit einem goldenen Haspel. Das Mädchen fragte die Frau, ob sie ihm nicht den Weg nach dem Schlosse sagen könnte, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde liege. Die Frau sagte dasselbe wie die vorige: nein, sie wisse nichts von dem Schlosse, als daß es östlich von der Sonne und westlich vom Mond liege. „Und dahin," sagte sie, „kommst du wohl nie. Aber ich will dir mein Pferd bis zu meiner nächsten Nachbarin leihen, vielleicht kann sie dir Auskunft geben. Und wenn du bei ihr angekommen bist, gib dem Pferd nur einen Schlag hinter das linke Ohr und befiehl ihm, wieder nach Hause zu gehen." Zum Schlusse gab sie dem Mädchen noch einen goldenen Haspel, denn er könnte ihr vielleicht nützlich sein, sagte die Alte.

Das Mädchen setzte sich nun auf das Pferd und ritt wieder lange, lange Zeit; endlich kam sie abermals an einen großen Berg, vor dem saß eine alte Frau und spann an einem goldenen Rocken. Da

fragte das Mädchen wieder nach dem Prinzen und nach dem Schlosse, das östlich von der Sonne und westlich vom Monde liege. Es ging auch genau wie bei den beiden andern Malen.

„Bist du vielleicht das Mädchen, das der Prinz heiraten wollte?" fragte die Alte.

„Ja, ich bin dieses Mädchen," antwortete sie.

Aber auch diese Frau wußte nicht mehr von diesem Weg als die beiden andern. „Ja, östlich von der Sonne und westlich vom Mond liegt das Schloß, das weiß ich," sagte sie, „aber dahin gelangst du wohl niemals. Ich will dir jedoch mein Pferd leihen, darauf kannst du zum Ostwind reiten und ihn fragen; vielleicht ist er dort bekannt und kann dich hinwehen. Und wenn du bei ihm angekommen bist, gib dem Pferd nur einen Schlag hinter das linke Ohr, dann kehrt es von selbst hierher zurück. Zuletzt gab ihr die Frau auch noch ihren goldenen Spinnrocken mit. „Vielleicht kann er dir nützlich sein," sagte sie.

Das Mädchen ritt nun viele Tage und Wochen, und es dauerte lange, lange, bis sie bei dem Ostwind ankam; aber schließlich gelangte sie doch hin, und nun fragte sie den Ostwind, ob er ihr den Weg zu dem Prinzen zeigen könne, der östlich von der Sonne und westlich vom Monde wohne.

O ja, von dem Prinzen habe er wohl reden hören, sagte der Ostwind, und von dem Schlosse ebenfalls, aber den Weg dahin kenne er nicht, denn er habe noch nie so weit geblasen. „Wenn du aber willst, dann bringe ich dich zu meinem Bruder, dem Westwind, vielleicht kann der dir Auskunft geben, denn er ist viel stärker als ich. Setze dich nur auf meinen Rücken, dann trage ich dich hin."

Das Mädchen tat, wie ihm geheißen war, und nun ging es gar rasch von dannen. Als sie bei dem Westwind angekommen waren,

sagte der Ostwind, er bringe hier das Mädchen, das der Prinz habe heiraten wollen, der auf dem Schlosse wohne, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond liege, sie sei auf der Reise zu ihm und suche ihn überall; nun habe er sie hierhergebracht, um zu hören, ob der Westwind wisse, wo dieses Schloß liege.

„Nein," sagte der Westwind zu dem Mädchen, „so weit habe ich noch nie geweht; aber wenn du willst, bringe ich dich zum Südwind, der ist viel stärker als wir beide und weit und breit herumgekommen, vielleicht kann der dir Auskunft geben. Setze dich auf meinen Rücken, dann trage ich dich zu ihm."

Das Mädchen tat es, und nun ging es eilig dahin zum Südwinde. Als sie ankamen, fragte der Westwind, ob der Südwind nicht den Weg nach dem Schlosse weisen könne, das östlich von der Sonne

und westlich vom Mond liege; dies hier sei das Mädchen, das der Prinz habe heiraten wollen.

„Ach so, dies ist also das Mädchen!“ rief der Südwind. „Ja, ich bin allerdings in meinem Leben weit herumgekommen,“ sagte er, „so weit jedoch habe ich noch nie geweht. Wenn du aber willst, trage ich dich zu meinem Bruder, dem Nordwind. Er ist der älteste und stärkste von uns allen. Wenn der nicht weiß, wo das Schloß liegt, dann kannst du es auf der ganzen Welt nirgends erfahren. Setze dich mir auf den Rücken, dann trage ich dich hin.“

Das Mädchen setzte sich dem Südwind auf den Rücken, und er flog davon, daß es nur so sauste und brauste. Die Reise dauerte nicht lange, im Umsehen waren sie bei dem Nordwind.

Als sie die Wohnung des Nordwinds erreicht hatten, war dieser so wild und ungebärdig, daß er sie schon von weitem kalt anblies. „Was wollt ihr?“ schrie er, sobald er sie erblickte, so daß ihnen ein kalter Schauder über den Rücken lief.

„Du mußt uns nicht so bös anlassen,“ sagte der Südwind. „Ich bin es, der Südwind. Ich komme mit dem Mädchen, das der Prinz heiraten wollte, der auf dem Schlosse wohnt, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond liegt; sie möchte dich fragen, ob du je dort gewesen bist und ihr den Weg zeigen kannst; denn sie möchte den Prinzen gerne wiederfinden.“

„O ja, ich weiß wohl, wo das Schloß liegt,“ sagte der Nordwind. „Ich habe ein einziges Mal ein Espenblatt hingeweht, aber da war ich so müde, daß ich viele Tage lang nicht mehr blasen konnte. Wenn du aber durchaus hinwillst und dich nicht vor mir fürchtest, will ich dich auf meinen Rücken nehmen und versuchen, ob ich dich hinblasen kann.“

Das Mädchen sagte, sie wolle und sie müsse auf das Schloß,

wenn es sich auf irgend eine Weise machen lasse: und sie habe keine Angst, wenn es auch noch so schlimm gehen sollte.

„Nun gut, dann mußt du hier übernachten," sagte der Nordwind. „Denn wenn wir dorthin wollen, müssen wir den ganzen Tag vor uns haben."

Früh am nächsten Morgen weckte der Nordwind das Mädchen. Dann blies er sich auf und machte sich so groß und dick, daß es ganz schrecklich anzusehen war: hierauf ging es mit einer Geschwindigkeit durch die Luft dahin, als wenn sie gleich ans Ende der Welt gelangen sollten. Überall unter ihnen raste ein solcher Sturm, daß Wälder entwurzelt und Häuser eingerissen wurden: und als sie über das Meer hinsausten, scheiterten die Schiffe zu Hunderten. Weiter und immer weiter ging es, so weit, wie sichs kein Mensch vorstellen kann: und immer noch flogen sie übers Meer hin: aber allmählich wurde der Nordwind müde, und er wurde immer schwächer und schwächer. Schließlich konnte er fast nicht mehr weiter; er sank hinunter und immer weiter hinunter, und zuletzt flog er so tief drunten, daß die Wellen ihm an die Fersen schlugen.

„Hast du Angst?" fragte der Nordwind.

„Nein, durchaus nicht," antwortete das Mädchen. Jetzt waren sie aber auch nicht mehr weit vom Lande entfernt, und der Nordwind hatte eben noch so viel Kraft übrig, daß er das Mädchen auf dem Strand unter den Fenstern des Schlosses absetzen konnte, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond liegt. Dann war er aber auch so ermattet und so schwach, daß er viele Tage ausruhen mußte, ehe er den Heimweg antreten konnte.

Am nächsten Morgen setzte sich das Mädchen unter die Fenster des Schlosses und spielte mit dem goldenen Apfel: und die erste Person, die sich zeigte, war die Prinzessin mit der drei Ellen langen Nase, die der Prinz heiraten sollte.

2*

„Was willst du für deinen goldenen Apfel haben?“ fragte die Nasenprinzessin, während sie das Fenster aufmachte.

„Er ist mir durchaus nicht feil, weder für Gold noch für Geld,“ antwortete das Mädchen.

„Was willst du denn dafür haben, wenn er dir nicht für Gold noch Geld feil ist?“ fragte die Prinzessin. „Verlange, was du willst.“

„Nun, wenn ich bei dem Prinzen, der hier wohnt, eine Nacht schlafen dürfte, dann wollte ich dir den Apfel geben,“ sagte das Mädchen, das mit dem Nordwind gekommen war.

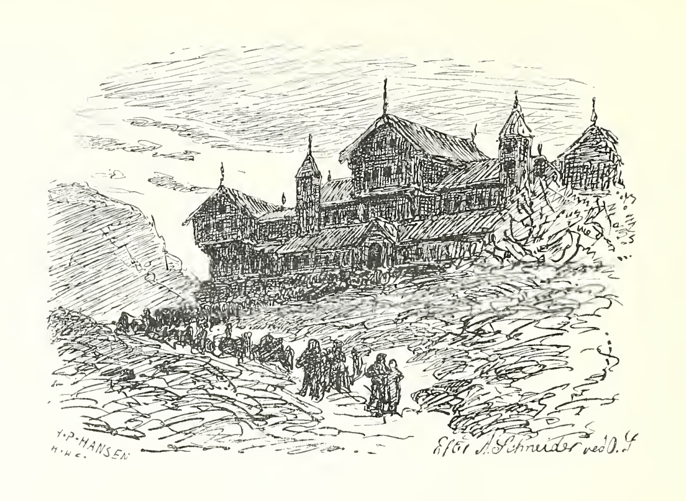
Darauf antwortete die Prinzessin, das ließe sich wohl einrichten; und nun bekam sie den goldenen Apfel. Als aber das Mädchen am Abend in die Kammer des Prinzen hineinkam, schlief dieser ganz fest. Sie rief ihn und rüttelte ihn, weinte und jammerte; aber sie konnte ihn nicht aufwecken; und am Morgen, als kaum der Tag graute, kam die Prinzessin mit der langen Nase und jagte sie hinaus.

An diesem Tag setzte sich das Mädchen wieder unter die Fenster des Schlosses und drehte ihren goldenen Haspel. Da ging es gerade wieder wie am vorhergehenden Tage. Die Prinzessin fragte, was sie für den Haspel haben wolle, und das Mädchen antwortete, er sei ihr weder für Gold noch Geld feil; aber wenn sie noch eine Nacht bei dem Prinzen schlafen dürfte, dann wollte sie der Prinzessin den Haspel lassen. Als jedoch das Mädchen zu dem Prinzen hineinkam, war dieser wieder eingeschlafen, und wie sehr sie auch weinte und jammerte und ihn rief und schüttelte, er war nicht aufzuwecken. Gleich am Morgen aber, sobald es hell wurde, kam die Prinzessin mit der langen Nase und jagte sie hinaus.

An diesem Tag setzte sich das Mädchen abermals vor die Fenster des Schlosses und spann an ihrem goldenen Rocken; und die Prinzessin mit der langen Nase wollte ihn natürlich auch haben. Sie öffnete

das Fenster und fragte, was sie für ihren goldenen Rocken haben wollte. Das Mädchen sagte dasselbe wie die beiden vorigen Male, daß ihr der Rocken weder für Geld noch Gold feil sei, die Prinzessin könne ihn aber bekommen, wenn sie noch eine Nacht bei dem Prinzen zubringen dürfte. Ja, das dürfte sie gerne, sagte die Prinzessin und nahm den goldenen Rocken. Nun aber hatten einige Christen, die auf dem Schlosse gefangen und in einer Kammer neben dem Prinzen untergebracht waren, zwei Nächte hindurch ein weibliches Wesen in dem Zimmer des Prinzen jämmerlich weinen und jammern hören, und das sagten sie dem Prinzen. Als nun am Abend die Prinzessin mit dem Nachttrunk kam, tat der Prinz, als ob er ihn tränke, goß ihn aber hinter sich aus, denn er konnte sich wohl denken, daß sie ein Schlafmittel in den Trunk hineingetan hatte, und als nun das Mädchen hereinkam, war der Prinz noch wach und überglücklich, als er das Mädchen erkannte. Dann mußte sie erzählen, wie es ihr ergangen war, und wie sie das Schloß gefunden hatte.

„Du kommst gerade noch zu rechter Zeit," sagte er, „denn morgen soll meine Hochzeit mit der Prinzessin sein; aber ich will das Nasen-ungetüm durchaus nicht, und du bist die einzige, die mich retten kann. Ich werde sagen, ich wolle erst sehen, ob meine Braut auch tüchtig sei, und von ihr verlangen, die drei Talgflecke aus meinem Hemd herauszuwaschen. Darauf geht sie natürlich ein, denn sie weiß nicht, daß du die Flecke gemacht hast; doch nur Christenhände können sie wieder auswaschen, nicht aber die Hände von diesem Trollpack, zu dem sie gehört. Dann werde ich sagen, daß ich nur das Mädchen heiraten werde, das die Flecken auswaschen könne, und du kannst es, das weiß ich," sagte der Prinz; und nun herrschte eitel Freude und Glück bei den beiden in dieser Nacht. Aber am nächsten Tage, wo die Hochzeit stattfinden sollte, sagte der Prinz: „Ich möchte doch erst



sehen, was meine Braut kann.“ Ja, das sei nicht mehr als billig, sagte die Schwiegermutter. „Ich habe ein sehr schönes Hemd,“ fuhr der Prinz fort, „das ich auf der Hochzeit anziehen möchte, es sind aber drei Talgflecke hineingekommen, und diese müssen vorher ausgewaschen werden; und nun habe ich mir gelobt, nur die zu meiner Frau zu machen, die dies tun kann. Wenn meine Braut es nicht zustande bringt, dann taugt sie auch nichts.“

Ei, das sei keine schwere Aufgabe, meinten die Frauen und gingen auf den Vorschlag ein. Die Prinzessin mit der langen Nase fing auch gleich zu waschen an; sie wusch aus Leibeskräften und gab sich alle Mühe, aber je länger sie wusch und rieb, desto größer wurden die Flecken.

„Ach, du kannst nicht waschen!“ sagte ihre Mutter, das alte Trollweib. „Gib es mir einmal.“

Aber kaum hatte sie das Hemd in die Hand genommen, da wurde es noch häßlicher, und je mehr sie wusch und rieb, desto größer und schwarzer wurden die Flecken. Nun mußten die andern Troll-

weiber herbei und waschen; aber je länger sie das Hemd wuschen, desto häßlicher wurde es, und schließlich sah es aus, als hätte es in einem Rauchfang gesteckt.

„Ach, ihr taugt alle nichts!" sagte der Prinz. „Da draußen vor dem Fenster sitzt ein Bettelmädchen, das versteht sich gewiß viel besser aufs Waschen als ihr alle miteinander. Du, Mädchen, komm einmal herein!" rief er zum Fenster hinaus; und als das Mädchen hereinkam, sagte er: „Kannst du mir wohl das Hemd hier reinwaschen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete das Mädchen, „aber ich will es versuchen." Sie hatte aber kaum das Hemd ins Wasser getaucht, da wurde es so weiß wie frischgefallener Schnee, ja, noch weißer.

„Ja, dich will ich haben!" sagte der Prinz.

Da wurde das alte Trollweib so zornig, daß sie mitten durch zerbarst, und die Prinzessin mit der langen Nase und das andere Trollgesindel zerbarst wohl auch mitten durch, denn ich habe seither nie wieder etwas von ihnen gehört. Der Prinz und seine Braut gaben nun allen Christen, die auf dem Schloß gefangen saßen, ihre Freiheit wieder, dann packten sie so viel Gold und Silber ein, wie sie nur fortschaffen konnten, und zogen weit fort von dem Schlosse, das östlich von der Sonne und westlich vom Mond liegt.

„Guten Tag, Fährmann!" — „Flegel!"

Es war einmal ein Fährmann, der war so taub, daß er weder hörte noch verstand, was man zu ihm sagte. Er hatte eine Frau und zwei Söhne und eine Tochter; diese kümmerten sich aber nicht um ihn, sondern lebten herrlich und in Freuden, solange etwas zum Leben da war; und hernach nahmen sie aus dem Wirtshaus auf Borg und hielten alle Tage Festmahle mit ihren Freunden.

Schließlich wollte ihnen aber niemand mehr borgen; und nun sollte der Vogt kommen und sie für alles, was sie erborgt und vergeudet hatten, auspfänden. Da reisten die Frau und die Kinder davon zu Verwandten und ließen den tauben Mann allein daheim. Zuvor aber sagten sie zu ihm, er müsse den Vogt und den Büttel empfangen.

Der Mann schaffte und arbeitete und fragte sich, was wohl der Vogt von ihm wolle, und was er sagen solle, wenn er daherkäme.

„Ich kann ja an irgend einem Stück Holz schnitzeln, dann fragt er mich danach. Ja, ich will einen Flegel zum Dreschen machen.

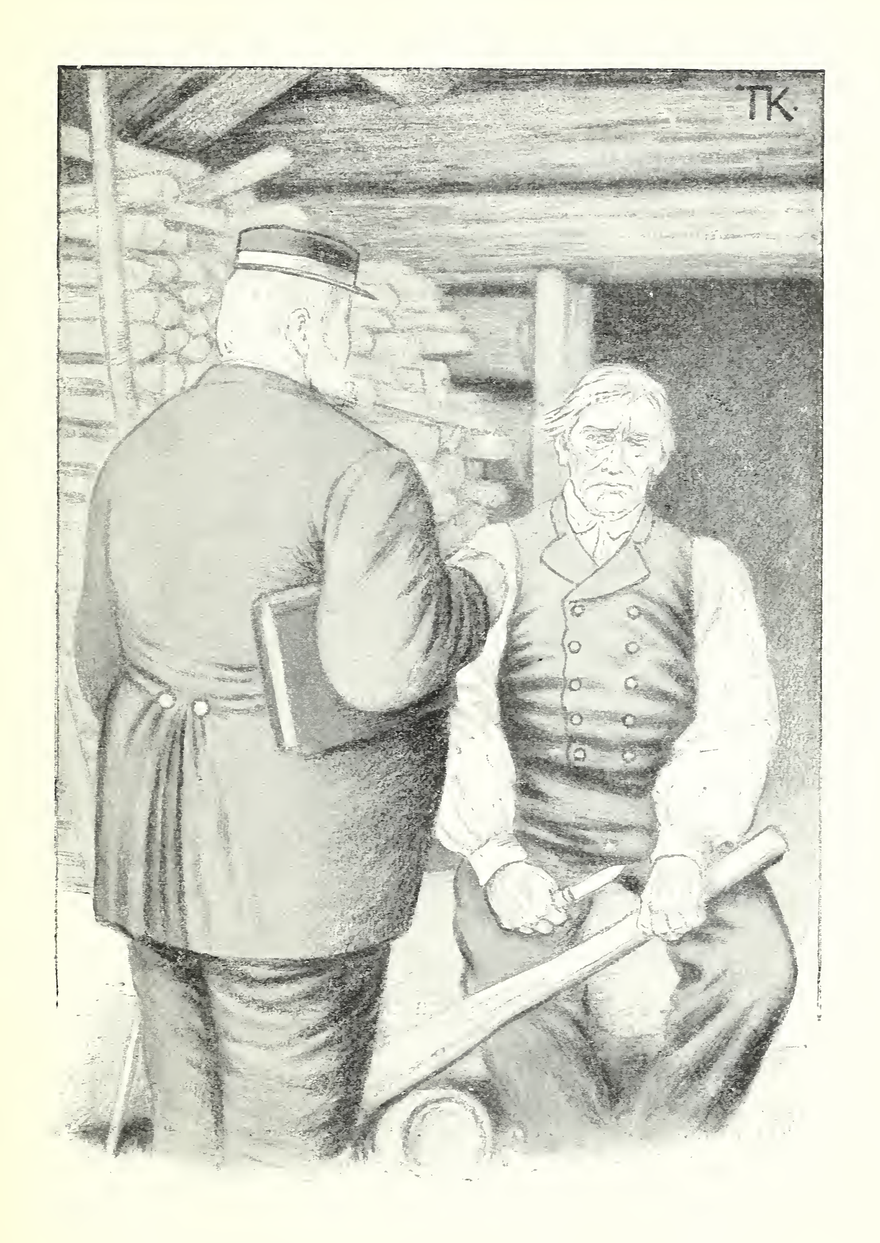
Dann fragt er mich, was ich hier mache, und dann sage ich: ‚Flegel!'

Dann fragt er mich, wie lang der Stiel werden solle. Und dann sage ich:

‚Bis hier zu diesem Astloch.'

Dann fragt er mich, wo die Fähre sei.

‚Sie muß neu geteert werden; drunten am Strand liegt sie und ist auf beiden Seiten geborsten.'



Dann fragt er: ‚Wo ist denn deine graue Mähre hingekommen?‘ Dann sage ich:

‚Sie steht draußen im Stall und fohlt.‘

Dann fragt er: ‚Wo ist dein Vieh und wo ist dein Sommerstall?‘ Dann sage ich:

‚O, nicht weit weg, wenn du den Hügel hinaufgehst, bist du gleich da.‘“

Nun glaubte der Mann alles wohl und gut überlegt zu haben.

Nach einer Weile kam richtig der Vogt daher. So weit war alles richtig; der Büttel aber hatte den Weg über das Wirtshaus genommen, da saß er noch und trank.

„Guten Tag, Fährmann!“ sagte der Vogt.

„Flegel!“ sagte der Mann.

„Was — — —!“ fragte der Vogt. „Wie weit ist es bis zum Wirtshaus?“ fuhr er dann fort.

„Bis zu diesem Astloch,“ sagte der Mann und deutete ein Stück an seinem Holz hinauf.

Der Vogt schüttelte den Kopf und sah den Mann groß an.

„Wo ist deine Frau?“ fragte der Vogt.

„Sie muß neu geteert werden, drunten am Strand liegt sie und ist auf beiden Seiten geborsten.“

„Wo ist deine Tochter?“

„Ach, sie steht draußen im Stall und fohlt,“ sagte der Mann; er glaubte, seine Sache recht gut zu machen.

„Ach, geh zum —, du Schafskopf, du!“ sagte der Vogt.

„Ja, dahin ist es nicht weit; wenn du den Hügel hinaufgehst, bist du gleich da,“ sagte der Mann.

Der Tabaksjunge



Es war einmal ein Bettelweib, das mit seinem Sohne umherzog und bettelte, denn daheim hatten sie weder etwas zu nagen noch zu beißen. Zuerst zog sie von einem Dorfe ins andere, und schließlich kam sie auch in die Stadt. Nachdem sie da eine Weile von Haus zu Haus gegangen war, kam sie auch zu dem Bürgermeister. Dieser war ein guter und braver Mann, einer der besten in der Stadt, er war mit der Tochter von einem der reichsten Kaufleute am Ort verheiratet, und außer einem kleinen Töchterchen hatten sie keine Kinder; so war das kleine Mädchen das Herzblättchen und das Zuckerkind, und es gab nichts, was zu gut für es gewesen wäre. Sie plauderte sogleich freundlich mit dem Bettelbuben, der mit seiner Mutter daherkam, und als der Bürgermeister sah, wie rasch die Kinder sich befreundet hatten, nahm er den Jungen zu sich, damit die Kleine einen Spielkameraden hätte. Sie spielten und arbeiteten und lernten miteinander, gingen miteinander in die Schule und waren immer lieb und einträchtig zusammen.

Eines Tages stand die Frau Bürgermeisterin am Fenster und sah den Kindern nach, als sie zur Schule gingen. Es war eine große Wasserlache auf der Straße, und da sah sie, daß der Junge zuerst

die Dose mit dem Vesperbrot über die Pfütze hinübertrug, dann zurückkam, das kleine Mädchen hinübertrug und ihm, als er es niedersetzte, einen Kuß gab.

Als die Frau Bürgermeisterin das sah, wurde sie aufgebracht. „Soll dieser Betteljunge unsere Tochter küssen dürfen? Sind wir doch die vornehmsten Leute in der Stadt!“ rief sie.

Der Mann versuchte sie zu besänftigen, so gut es ging, und sagte, man wisse nie, wohin es mit den Kindern kommen könne, noch was aus ihnen werden könnte, es sei ein guter, fleißiger Junge, und aus einem kleinen Schößling werde oft ein großer Baum, sagte er.

Aber nein, es war ihr einerlei, was er sei und was aus ihm werden könne. „Wenn Armut zu Ehren kommt, weiß sie nicht, wie sie sich gebärden soll, und wer als Kupferpfennig geprägt ist, aus dem wird nie ein Taler, und wenn er auch wie ein Goldstück glänzt,“ sagte die Frau Bürgermeisterin; der Junge dürfe nicht dableiben, sondern müsse fortgeschickt werden. Als alles nichts half, schickte der Bürgermeister zu einem Kaufmann, der mit einem Schiff angekommen war, da sollte der Junge Schiffsjunge werden. Zu seiner Frau aber sagte er, er habe ihn um Tabak verkauft.

Aber ehe das Schiff abfuhr, brach das Töchterchen des Bürgermeisters ihren Ring in zwei Teile und gab dem Jungen die eine Hälfte, damit sie sich wiedererkennen könnten, wenn sie einmal wieder zusammenkämen.

Dann fuhr das Schiff ab, und der Junge kam in eine Stadt weit draußen in fernen Landen. Dahin war vor kurzem ein Pfarrer gekommen, der so gewaltig predigte, daß jedermann in die Kirche lief, ihn zu hören, und am Sonntag ging die Schiffsmannschaft auch hin, die Predigt anzuhören. Der Junge blieb ganz allein auf dem Schiff zurück. Als er eben das Essen kochte, hörte er, daß

jemand dicht neben ihm über den Sund herüberrief. Der Junge nahm das Boot und setzte über. Eine alte Frau war es, die ihm gerufen hatte.

„Seit hundert Jahren stehe ich hier und rufe und schreie und hoffe, über den Sund hinüberzukommen," sagte die Frau. „Aber vor dir hat mich noch niemand gehört und mir geholfen; nun sollst du auch dafür belohnt werden, daß du mich übergesetzt hast," sagte sie. Der Junge mußte mit ihr gehen zu ihrer Schwester, die in einem dicht daneben liegenden Berge wohnte, und da sollte er sie um das alte Tuch bitten, das auf dem Brett im Schrank liege. Jawohl, als er hinkam und das Trollweib hörte, daß der Junge ihrer Schwester über den Sund hinübergeholfen hatte, sagte sie, sie werde ihm alles geben, was er nur wolle.

„Ach, ich will nichts als das alte Tuch, das auf einem Brett im Schrank liegt," sagte der Junge.

„Ei, das hast du nicht aus dir selbst," erwiderte die Alte.

„Nun muß ich an Bord zurück und für die Kirchgänger das Sonntagsessen kochen," sagte der Junge.

„Mach dir keine Sorgen darüber," entgegnete das Weib, „das kocht von selbst, während du weg bist. Bleibe bei mir, dann bekommst du mehr Lohn als bisher; ich habe hundert Jahre lang am Sunde gestanden und geschrieen, aber vor dir hat mich niemand gehört und mir geholfen."

Nun mußte er sie zu der andern Schwester begleiten. Da sollte er um das alte Schwert bitten, das derart sei, daß es zu einem Taschenmesser werde, wenn er es einstecke, aber zu einem großen Schwert, wenn er es herausziehe. Wenn er mit der Schneide drohe, werde alles tot umfallen, hebe er aber die stumpfe Seite auf, dann werde alles wieder lebendig.

Nun, als sie hinkamen und das Trollweib erfuhr, daß er ihrer Schwester über den Sund geholfen hatte, sagte sie, er solle den Fährlohn bekommen; er dürfe verlangen, was er wolle.

„Ach, ich will nichts anderes als das alte Schwert, das in der Schranklade liegt," sagte der Junge.

„Das hast du nicht aus dir selbst," sagte das Trollweib.

„Komm mit mir," sagte die Alte, „seit hundert Jahren habe ich hier am Sunde gestanden und gerufen und geschrien, aber niemand hat vor dir auf mich gehört oder meiner geachtet, du sollst noch mehr zur Belohnung bekommen, komm mit zu meiner dritten Schwester." Dort, fuhr die Alte fort, solle er dann um das alte Gesangbuch bitten, das sei derart: wenn jemand krank sei und er ein Lied daraus singe, das auf die Krankheit passe, werde der Kranke wieder gesund werden.

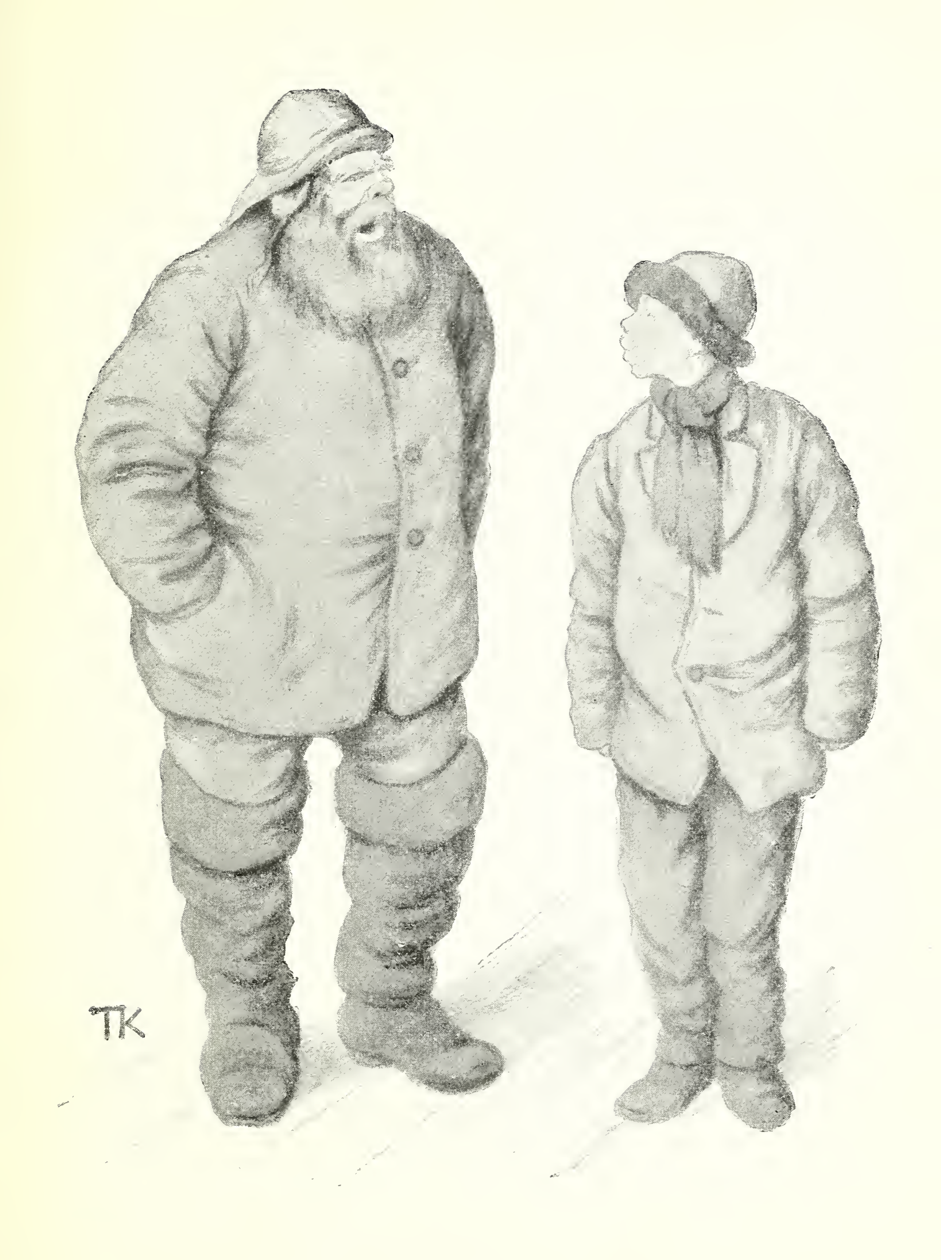
Nun ja, als sie hinkamen und das dritte Trollweib hörte, daß er ihrer Schwester über den Sund geholfen hatte, versprach sie ihm auch einen Fährlohn; er solle bekommen, was er wolle.

„Ach, ich will nichts anderes als das alte Gesangbuch der Großmutter," sagte er.

„Das hast du nicht aus dir selbst," sagte das Trollweib.

Als der Junge wieder aufs Schiff kam, war die Mannschaft noch immer in der Kirche. Da machte er eine Probe mit dem Tuch; er breitete nur einen kleinen Zipfel aus, denn er wollte zuerst sehen, ob es etwas taugte, ehe er es auf den Tisch zum Gebrauch auflegte. Ei ja, da gab es prächtiges Essen, und viel Essen und Getränk dazu, das war sicher. Der Junge nahm nur einen kleinen Versucher davon, und dann gab er dem Hund soviel, wie er nur fressen konnte.

Als die Leute aus der Kirche heimkamen, sagte der Fischer:


TK

„Wo hast du denn alles das Fressen für den Hund hergehabt? Er ist ja so gestopft voll wie eine Wurst und so faul wie ein Schwein."

„Ach, ich habe ihm nur die Knochen gegeben," sagte der Bursche.

„Du bist ein guter Junge, daß du auch an den Hund gedacht hast," erwiderte der Schiffer. Nun breitete der Junge das Tuch aus, und sogleich stand soviel Essen und Getränk darauf, daß sie noch nie so ausgezeichnet gegessen hatten.

Als der Junge wieder mit dem Hunde allein war, wollte er auch das Schwert probieren. Er hob es mit der Schneide gegen den Hund auf, da fiel der auf dem Deck tot um, aber als er das Schwert umdrehte und den Rücken aufhob, lebte er wieder auf und wedelte seinem Spielkameraden mit dem Schwanze zu. Aber mit dem Gesangbuch konnte der Junge keine Probe machen.

Nun fuhren sie lange glücklich auf dem Meere umher, bis einmal ein Sturm losbrach, der viele Tage dauerte; sie wurden so umhergeschleudert, daß sie nicht mehr wußten, wo sie waren. Schließlich legte sich der Sturm, und sie kamen an ein Land, wo niemand bekannt war, aber sie sahen gleich, daß da großes Leid herrschte; und das war auch so, denn die Königstochter litt am Aussatz. Der König kam auf das Schiff und fragte, ob niemand seine Tochter retten und sie wieder gesund machen könne.

Nein, so einer sei nicht da, sagten die Leute auf Deck.

„Sind nicht noch mehr Leute auf diesem Schiff?" fragte der König.

„Doch, ein kleiner Betteljunge," antworteten sie.

„Dann ruft ihn auch herauf," sagte der König. — Ja, der Junge meinte, er werde der Königstochter wohl helfen können.

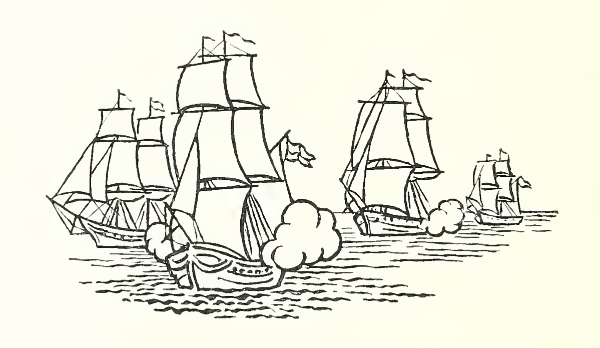
Der Schiffer geriet darüber in so große Aufregung und Angst,

daß er im Kreise herumrannte wie ein Roßkäfer, der in einen Topf gefallen ist; er meinte, der Junge unternehme da etwas, das zu einem bösen Ende führen könnte, und sagte, es lohne sich nicht, auf ein solches Kindergeschwätz zu hören. Aber der König sagte, der Verstand komme mit den Jahren, und aus Kindern würden Leute. Wenn der Junge behaupte, er könne es, dann solle er es jetzt auch versuchen; viele hätten es vor ihm versucht, und es sei ihnen mißlungen. Er nahm den Jungen also mit zu seiner Tochter, und nachdem er ihr das Lied einmal vorgelesen hatte, konnte sie den Arm aufheben. Nun sang er das Lied noch einmal, da konnte sie im Bett aufsitzen; und nachdem er es zum drittenmal gesungen hatte, war die Königstochter gesund.

Der König war so glücklich, daß er Land und Reich mit dem Jungen teilen und ihm auch noch die Tochter dazu geben wollte. Ja, die Hälfte von Land und Reich, das wäre ja recht schön, dafür sagte der Junge vielen Dank. Aber er sei schon mit einer andern verlobt, sagte er. Deshalb könne er die Königstochter nicht nehmen. Er blieb nun da in dem Lande und bekam das halbe Königreich. Aber nach einiger Zeit brach Krieg in dem Lande aus; der Junge mußte auch mitziehen, und da sparte er die scharfe Seite des Schwertes nicht, das könnt ihr euch denken. Die feindlichen Kriegsleute fielen um wie die Fliegen, und der König siegte. Aber dann benützte der Junge die stumpfe Seite; da standen die Soldaten alle wieder auf und stellten sich unter den König, weil er ihnen das Leben schenkte. Aber nachdem ihrer so viele geworden waren, gingen die Lebensmittel auf die Neige, und der König hätte ihnen doch gerne reichlich zu essen und zu trinken gegeben. Da konnte der Junge mit seinem Tuch aushelfen, und so mußten sie keinerlei Mangel leiden.

Als der Junge dann wieder eine Zeitlang bei dem König

gewesen war, ergriff ihn das Heimweh nach der Tochter des Bürgermeisters. Er rüstete vier Kriegsschiffe aus und fuhr mit ihnen ab; und als er die Stadt erreichte, wo der Bürgermeister wohnte, beschoß er sie und donnerte darauf los, daß in der halben Stadt die Fensterscheiben zersplitterten. An Bord dieser Schiffe war es so prachtvoll wie bei einem König, und die Kleider des Burschen waren prächtig mit Gold gestickt. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Bürgermeister an Bord und fragte, ob der fremde, vornehme Herr nicht die Güte haben wolle, bei ihm zu speisen. Ja, das wolle er gerne, antwortete der.



Er kam also zu dem Bürgermeister, und da saß er zwischen der Frau Bürgermeisterin und der Tochter. Als man nun so recht fröhlich schmauste und trank, warf er heimlich den halben Ring in das Glas der Tochter. Sie brauchte nicht lange, um zu wissen, was das bedeutete; sobald es anging, verließ sie das Zimmer und hielt die beiden Hälften des Ringes aneinander. Die Mutter merkte, daß irgend etwas los war, und ging ihr nach, sobald sie konnte.

„Weißt du, wer drinnen ist, Mutter?“ fragte die Tochter.

„Nein,“ antwortete die Frau Bürgermeisterin.

„Der Junge, den Vater um Tabak verkauft hat,“ sagte die Tochter. Bei diesen Worten fiel die Bürgermeisterin ohnmächtig zu

Boden. Dann kam auch der Bürgermeister herbei, und als er hörte, wie alles zusammenhing, ging es ihm nicht viel anders.

„Ihr habt keinen Grund, zu erschrecken," sagte der Tabaksjunge. „Ich bin nur gekommen, um das kleine Mädchen, das ich auf dem Schulweg geküßt habe, zu meiner Frau zu machen," sagte er. Und dann sagte er zu der Frau Bürgermeisterin: „Du sollst das Kind armer Leute nicht verachten; man kann nie wissen, was aus solchen Kindern werden kann, denn aus Kindern werden Leute, und der Verstand kommt mit den Jahren."

Vom Schmied, den sie nicht in die Hölle hineinließen

In jenen Tagen, wo unser Heiland und St. Peter noch auf der Erde wandelten, kamen sie einmal an eine Schmiede. Der Schmied hatte mit dem Teufel einen Pakt gemacht, daß er ihm nach sieben Jahren angehören sollte; bis zu dieser Zeit aber sollte er der Meister aller Meister in der Schmiedekunst sein, und dieser Pakt war sowohl von dem Meister als auch von dem Teufel unterschrieben worden. Deshalb hatte der Schmied auch über die Tür seiner Schmiede mit großen Buchstaben geschrieben: „Hier wohnt der Meister aller Meister".

Als nun unser Heiland diese Worte las, ging er in die Schmiede hinein. „Wer bist du?" fragte er den Schmied.

„Lies die Inschrift über der Tür," antwortete der Schmied. „Wenn du aber etwa nicht lesen kannst, dann mußt du warten, bis jemand kommt, der dir dabei helfen kann."

Ehe der Heiland dem Schmied etwas erwidern konnte, kam ein Mann mit einem Pferde daher und bat den Schmied, es zu beschlagen.

„Würdest du nicht erlauben, daß ich es beschlage?" fragte der Heiland.

„Nun, du magst es probieren," antwortete der Schmied. „Wenn du es auch noch so verkehrt angreifst, so bin ich immer noch imstand, es wieder gutzumachen."

Der Heiland ging zu dem Pferde hinaus, nahm ihm das eine Bein ab, legte es in die Schmiedeesse und ließ das Hufeisen glühend werden, schärfte es dann, schlug die Nägel ein und setzte dem Pferd

das Bein wohlbehalten und unbeschädigt wieder an. Als er mit dem ersten fertig war, nahm er ihm das andere Vorderbein ab und machte es mit diesem ebenso, und nachdem er auch dieses wieder angesetzt hatte, nahm er die Hinterbeine, zuerst das rechte, dann das linke, legte sie in die Esse, ließ die Hufeisen glühend werden, schärfte sie, schlug die Nägel ein und setzte dem Pferde dann die Beine wieder an. Der Schmied aber stand daneben und sah ihm zu.

„Du bist gar kein so übler Schmied," sagte er.

„Kommt es dir wirklich so vor?" entgegnete der Heiland.

Kurz nachher kam die Mutter des Schmieds, um diesen zum Mittagessen zu rufen; sie war steinalt, hatte ein runzliges Gesicht und einen sehr gekrümmten Rücken und konnte sich nur noch mit Mühe und Not fortschleppen.

„Gib nun wohl acht, was ich jetzt tue," sagte der Heiland. Er nahm die Frau, legte sie in die Esse und schmiedete eine junge schöne Jungfrau aus ihr.

„Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe," rief der Meister. „Du bist gar kein so übler Schmied. Dort über meiner Tür steht: Hier wohnt der Meister aller Meister, aber trotzdem sage ich gerade heraus: Man lernt in seinem ganzen Leben nicht aus." Mit diesen Worten ging er ins Wohnhaus hinüber und aß zu Mittag.

Als er dann wieder in seiner Schmiede war, kam ein Mann dahergeritten, der wollte sein Pferd beschlagen lassen.

„Das soll bald geschehen sein," sagte der Schmied. „Ich habe jetzt gerade eine ganz neue Art, Pferde zu beschlagen, gelernt; die ist sehr günstig, wenn der Tag kurz ist. Darauf begann er an dem Pferd herumzusäbeln und zu brechen, bis er alle Beine herunter hatte. „Denn ich weiß nicht, warum ich mich mit dem einen nach dem andern plagen soll," sagte er. Er legte die Beine in die Esse, gerade so wie

der Heiland es gemacht hatte, schüttete ordentlich Kohlen auf und ließ den Lehrjungen tüchtig den Blasebalg ziehen; aber dann ging es, wie man es nicht anders erwarten konnte, die Beine verbrannten, und der Schmied mußte das Pferd bezahlen. Das gefiel ihm nun freilich ganz und gar nicht, als aber in diesem Augenblick ein armes altes Weib vorüberkam, dachte er: „Gelingt das eine nicht, so gelingt wohl das andere.“ Er nahm das Weib und legte es in die Esse; und so sehr sie auch weinte und um ihr Leben flehte, es half ihr alles nichts. „Du weißt nicht, was für dich gut ist,“ sagte er. „Jetzt bist du alt, aber in einem Augenblick sollst du wieder wie ein junges Mädchen sein, und doch werde ich keinen Groschen für das Umschmieden von dir fordern.“ Doch mit dem unglücklichen alten Weibe ging es nicht besser als mit den Pferdebeinen.

„Das war übel getan,“ sagte der Heiland.

„O, es werden nicht viel Leute nach ihr fragen,“ sagte der Schmied. „Aber von dem Teufel ist es schändlich; er hält das, was über meiner Tür steht, recht mäßig.“

„Wenn ich dir nun drei Wünsche erfüllen wollte, was würdest du dir dann wünschen?“ fragte der Heiland.

„Stell mich auf die Probe,“ rief der Schmied, „dann wirst du es erfahren!“

Da versprach ihm der Heiland die Erfüllung von drei Wünschen.

„Dann wünsche ich mir vor allem, daß der, den ich auffordere, auf den Birnbaum vor der Schmiede hinaufzuklettern, dann droben bleiben muß, bis ich selbst ihm erlaube, wieder herunterzukommen,“ sagte der Schmied. „Zum zweiten aber wünsche ich, daß der, den ich auffordere, sich auf den Lehnstuhl in meiner Werkstatt zu setzen, da sitzen bleiben muß, bis ich selbst ihn wieder aufstehen heiße, und schließlich wünsche ich, daß der, dem ich befehle, in meinen Geldbeutel

aus stählernen Ringen hineinzuschlüpfen, in dem Beutel drinnen bleiben muß, bis ich ihm selbst wieder herauszukriechen erlaube."

„Du hast wie ein rechter Tor gewünscht," sagte St. Peter „Zuerst und vor allen Dingen hättest du dir Gottes Gnade und Freundschaft wünschen sollen."

„Ach, so hoch durften sich meine Wünsche nicht versteigen," entgegnete der Schmied. Alsdann sagten der Heiland und St. Peter Lebewohl und wanderten fürbaß.

Die Jahre gingen ihren gewohnten Gang, und als die Zeit um war, kam der Teufel, wie es in dem Pakt stand, und wollte den Schmied holen.

„Bist du nun bereit?" fragte er, als er die Nase durch die Tür der Schmiede hereinsteckte.

„Ach, ich muß ganz notwendig noch einen Kopf an diesen Nagel schlagen," antwortete der Schmied. „Klettre du indessen auf den Birnbaum und pflücke dir eine Birne, du kannst nach dem langen Wege wohl hungrig und durstig sein."

Der Teufel bedankte sich für das freundliche Anerbieten und kletterte auf den Baum hinauf.

„Ja, wenn ich alles recht überlege," sagte der Schmied, „merke ich, daß ich den Kopf an den Nagel in den nächsten vier Jahren gar nicht fertig kriege, denn das Eisen ist infam hart. Von dem Baum herunter kannst du in dieser Zeit allerdings nicht kommen, aber du kannst dich ja indessen dort oben ausruhen."

Der Teufel bat und flehte wie ein armer Bettler, der Schmied solle ihn doch wieder herunterlassen; aber es half alles nichts. Schließlich mußte der Teufel versprechen, daß er nicht wiederkommen wolle, bis die vier Jahre, von denen der Schmied gesprochen hatte, um seien. „Nun ja, dann kannst du wieder heruntersteigen," sagte der Schmied.

Als nun diese Zeit vorbei war, kam der Teufel wieder, um den Schmied zu holen. „Nun bist du doch wohl bereit?“ fragte er. „Jetzt wird wohl der Kopf an dem Nagel längst fertig sein,“ sagte er.

„Ja, der Kopf ist allerdings fertig,“ antwortete der Schmied, „aber du kommst trotzdem noch ein wenig zu früh, denn ich habe die Spitze noch nicht geschärft; so hartes Eisen habe ich noch nie zuvor geschmiedet. Während ich nun die Spitze an dem Nagel zurechtschlage, könntest du dich in meinen Lehnstuhl setzen und dich ausruhen, denn du wirst müde sein.“

„Schönen Dank für die Einladung,“ sagte der Teufel und ließ sich auf dem Lehnstuhl nieder. Aber er hatte sich noch nicht ausgeruht, als der Schmied wieder sagte, wenn er sich alles recht überlege, könne er die Spitze erst in vier Jahren ordentlich scharf machen. Zuerst bat der Teufel recht schön, der Schmied solle ihn doch aufstehen lassen, dann aber wurde er zornig und fing zu drohen an. Aber der Schmied entschuldigte sich nach Kräften und sagte, das Eisen sei daran schuld, das sei so infam hart, und dann tröstete er den Teufel damit, daß er doch so gut in dem Lehnstuhl sitze und nach vier Jahren genau auf die Minute wieder aufstehen dürfe. Da gab es nun keinen andern Ausweg, der Teufel mußte versprechen, den Schmied nicht zu holen, ehe die vier Jahre um wären, und dann sagte der Schmied: „Ja, nun magst du wieder aufstehen.“ Darauf zog der Teufel ab, so schnell er nur konnte.

Nach vier Jahren kam der Teufel wieder, um den Schmied zu holen.

„Nun aber bist du fertig, das weiß ich,“ sagte der Teufel, als er die Nase zur Tür der Schmiede hereinsteckte.

„Fix und fertig!“ rief der Schmied. „Jetzt können wir aufbrechen, sobald du willst. Aber,“ fuhr er fort, „da ist noch etwas,

worüber ich mir schon lange den Kopf zerbrochen habe, und um das ich dich gerne befragen möchte. Ist es wahr, was die Leute von dir behaupten, daß du dich so klein machen kannst, wie du nur willst?"

„Jawohl, es ist wahr," antwortete der Teufel.

„O, dann könntest du mir wohl den Gefallen tun und in diesen stählernen Geldbeutel hineinschlüpfen und nachsehen, ob er unten nicht ein Loch hat," sagte der Schmied. „Ich habe Angst, ich könnte mein Reisegeld verlieren."

„Recht gern," sagte der Teufel. Er machte sich ganz klein und kroch in den Beutel hinein. Aber kaum war der Teufel drinnen, da klappte der Schmied den Beutel wieder zu.

„Ja, er ist überall ganz dicht und fest," rief der Teufel in dem Beutel drinnen.

„Nun, es ist schon gut, daß du es sagst," erwiderte der Schmied. „Aber verwahrt ist besser als beklagt, und der Sicherheit wegen will ich lieber die Stahlringe noch ein wenig zusammenschweißen." Damit legte er den Beutel in die Esse und machte ihn glühend.

„Au au! Bist du verrückt? Weißt du nicht, daß ich in dem Beutel bin?" schrie der Teufel.

„Ich kann dir nicht helfen," erwiderte der Schmied. „Ein altes Sprichwort sagt: ‚Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist.'" Damit ergriff der Schmied einen großen Hammer, legte den Beutel auf den Ambos und donnerte aus Leibeskräften darauf los.

„Au au au!" schrie der Teufel. „Lieber Freund, laß mich doch wieder heraus, und ich will auch nie wiederkommen!"

„Ja, ich glaube selbst, daß die Stahlringe nun ordentlich zusammengeschweißt sind," sagte der Schmied. „So magst du denn wieder herauskommen. Damit machte er den Beutel auf, und der Teufel jagte davon, daß er sich nicht einmal mehr umzusehen wagte.

Aber nach einiger Zeit fiel es dem Schmied ein, es sei doch wohl verkehrt gewesen, daß er sich den Teufel zum Feind gemacht habe. „Denn wenn ich nicht ins Himmelreich kommen sollte, laufe ich Gefahr, ganz obdachlos zu werden, da ich mich mit dem, der in der Hölle regiert, entzweit habe.“ Er meinte deshalb, es wäre am besten, er machte jetzt gleich einen Versuch, entweder in den Himmel oder in die Hölle hineinzukommen, damit er doch wüßte, woran er wäre. Er nahm also seinen Hammer über die Schulter und machte sich auf den Weg.

Nachdem er eine Strecke gegangen war, kam er an einen Kreuzweg, wo sich die Wege teilen, die zum Himmel und zur Hölle führen. Da holte er einen Schneidergesellen ein, der mit dem Bügeleisen in der Hand dahintrippelte.

„Guten Tag,“ sagte der Schmied. „Wo willst du hin?“

„Ins Himmelreich, wenn ich dort Einlaß bekomme,“ antwortete der Schneidergeselle. „Und du?“

„Da werden wir nicht lange Reisegefährten sein,“ sagte der Schmied. „Ich habe die Absicht, zuerst in der Hölle einen Versuch zu machen, denn ich bin mit dem Teufel von früher her etwas bekannt.“

So verabschiedeten sie sich wieder voneinander, und jeder zog seine Straße weiter. Der Schmied war ein starker, kräftiger Mann und schritt weit schneller aus als der Schneider; so dauerte es nicht lange, bis er vor der Höllenpforte stand. Er ließ sich von dem Wächter anmelden und sagen, es sei einer draußen, der gerne ein Wort mit dem Teufel sprechen möchte.

„Geh hinaus und frage, wer er ist,“ sagte der Teufel zu dem Wächter; und der tat es.

„Grüße den Teufel von mir und sage ihm, es sei der Schmied, der den Beutel hätte; er wüßte es schon,“ antwortete der Schmied.

„Und dann bitte ihn recht schön, er möchte mich gleich einlassen, denn erstens habe ich bis heute mittag geschmiedet und zweitens noch einen weiten Weg zurückgelegt.

Als der Teufel diesen Bescheid erhielt, befahl er dem Wächter, alle neun Schlösser an der Höllenpforte zu verschließen. „Und hänge überdies noch ein Vorlegeschloß dran," sagte der Teufel, „denn wenn der hereinkommt, bringt er die ganze Hölle durcheinander."

„Ich sehe schon, hier ist kein Unterkommen für mich," sagte der Schmied, als er hörte, wie man das Tor innen fester verschloß; „so muß ich es also mit dem Himmelreich probieren." Damit drehte er um, kehrte an den Kreuzweg zurück und schlug denselben Weg ein, den der Schneider gegangen war.

Da er sich nun über den weiten Weg ärgerte, den er umsonst hin und zurück gemacht hatte, schritt er aus, was er nur konnte, und erreichte die Pforte des Himmelreichs in dem Augenblick, wo sie St. Peter nur so weit geöffnet hatte, daß der dünne Schneidergeselle gerade hindurchschlüpfen konnte; der Schmied aber war wohl noch sechs bis sieben Schritte von der Pforte entfernt. „Hier tut Eile not!" dachte er. Er nahm seinen Hammer, warf ihn in den Türspalt hinein, gerade als der Schneidergeselle hindurchschlüpfte; wenn aber der Schmied nicht durch die Öffnung hineingekommen ist, dann weiß ich nicht, wo er geblieben ist.

Aase, das kleine Gänsemädchen

Es war einmal ein König, der hatte so viele Gänse, daß er eine besondere Hirtin dafür halten mußte; sie hieß Aase, und man nannte sie nur Aase, das Gänsemädchen. Nun aber kam ein Königsohn von England, der auf die Brautschau auszog, in das Land, und da setzte sich Aase ihm in den Weg.

„Was sitzest du hier, kleine Aase?“ fragte der Königsohn.

„Ich sitze hier, stopfe Loch um Loch und setze Lappen auf Lappen, denn ich erwarte heute den Königsohn aus England.“

„Den kannst du nicht bekommen,“ sagte der Prinz.

„Wenn ich ihn haben soll, dann bekomme ich ihn auch,“ sagte die kleine Aase.

Nun wurden Maler nach allen Ländern und Reichen ausgesandt, die sollten die schönsten Prinzessinnen malen, und dann wollte der Königsohn sich eine als Gattin auswählen. Eine von ihnen gefiel ihm ausgezeichnet; er reiste also dorthin und freite um sie, und als sie ihm ihr Jawort gegeben hatte, war er überaus froh und vergnügt.

Nun hatte der Prinz einen Stein; wenn er den vor sein Bett legte, sagte der ihm alles, was er wissen wollte. Als nun die Prinzessin ankam, sagte Aase, das Gänsemädchen, zu ihr, wenn sie schon früher einen Geliebten gehabt, oder vor dem Prinzen irgend etwas zu verheimlichen habe, dürfe sie nicht über den Stein weg-



schreiten, der vor des Prinzen Bett liege. „Denn der sagt ihm alles von dir," sagte Aase.

Als die Prinzessin dies hörte, wurde ihr angst und bange, und sie bat die kleine Aase, sich doch am Abend an ihrer Statt zu dem Prinzen ins Bett zu legen; wenn der Prinz dann schlafe, wollten sie wechseln, so daß er die rechte bei sich habe, wenn er am Morgen erwache. Gesagt, getan; als dann das Gänsemädchen ins Zimmer hereinkam, über den Stein wegschritt und der Prinz fragte: „Wer ist es, der in mein Bett steigt?" sagte der Stein: „Eine Jungfrau rein und keusch," und darauf legten sie sich schlafen. In der Nacht aber kam die Prinzessin und legte sich an Aases Stelle. Aber am Morgen, als sie aufstanden, fragte der Prinz den Stein wieder: „Wer ist es, der aus meinem Bett steigt?" Da sagte der Stein: „Eine, die schon dreimal einen Geliebten gehabt hat." Als der Prinz dies hörte, wollte er natürlich nichts mehr von ihr wissen, sondern schickte sie wieder nach Hause und nahm sich eine andere Braut.

Als nun der Prinz diese Braut besuchen wollte, setzte sich das kleine Gänsemädchen Aase ihm wieder in den Weg.

„Was sitzest du hier, kleine Aase?" fragte der Prinz.

„Ich sitze hier, stopfe Loch um Loch und setze Lappen auf Lappen, denn ich erwarte heute den Königsohn von England," sagte Aase.

„Ach, den kannst du nicht bekommen," sagte der Königssohn.

„Doch, und wenn ich ihn haben soll, dann bekomme ich ihn auch," sagte die kleine Aase.

Mit dieser Prinzessin ging es genau ebenso wie bei der ersten, nur mit dem Unterschied, daß der Stein, als ihn der Prinz am Morgen befragte, zur Antwort gab, sie habe schon sechsmal einen Geliebten gehabt. Da wollte der Prinz auch von ihr nichts mehr

wissen, sondern jagte sie aus dem Hause. Aber er dachte, er wolle es doch noch einmal versuchen, ob es ihm nicht doch gelinge, eine reine und keusche Jungfrau zu finden. Er suchte nun weit und breit in vielen Ländern, bis er eine fand, die ihm gut gefiel. Aber als er zu ihr gehen wollte, setzte sich die kleine Gänsemagd Aase ihm wieder in den Weg.

„Was sitzest du hier, kleine Aase?“ fragte der Prinz.

„Ich sitze hier, stopfe Loch um Loch und setze Lappen auf Lappen, denn ich erwarte heute den Königsohn von England,“ antwortete Aase.

„Den kannst du nicht bekommen,“ sagte der Prinz.

„O doch, und wenn ich ihn haben soll, dann bekomme ich ihn auch,“ sagte die kleine Aase.

Als nun die Prinzessin kam, sagte das Gänsemädchen Aase ganz dasselbe zu ihr, was sie zu den andern gesagt hatte: wenn sie schon einen Liebsten gehabt oder sonst etwas vor dem Prinzen zu verheimlichen habe, dürfe sie nicht auf den Stein treten, der vor des Prinzen Bett liege. „Denn der sagt ihm alles von dir,“ sagte Aase.

Als die Prinzessin das hörte, erschrak sie sehr, aber sie war ebenso verschlagen wie die beiden andern und bat Aase, sich am Abend statt ihrer zu dem Prinzen ins Bett zu legen, und wenn der Prinz eingeschlafen sei, wollten sie dann den Platz wechseln, so daß der Prinz am Morgen beim Aufwachen die rechte bei sich habe. Gesagt, getan. Als nun die kleine Aase auf den Stein trat, fragte der Prinz: „Wer ist es, der in mein Bett steigt?“ Da antwortete der Stein: „Eine Jungfrau, rein und keusch,“ und darauf legten sie sich schlafen. In dieser Nacht aber steckte der Prinz einen Ring an Aases Finger, der war so eng, daß sie ihn nicht wieder herunterziehen konnte, denn der Prinz merkte allmählich, daß nicht alles mit rechten Dingen zu-

ging; deshalb wollte er ein Zeichen haben, an dem er die rechte wiedererkennen könnte. Als der Prinz eingeschlafen war, kam die Prinzessin, jagte Aase in den Gänsestall und legte sich selbst an ihre Stelle. Aber am Morgen, als sie aufstehen wollten und der Prinz wieder fragte: „Wer ist es, der aus meinem Bett steigt?“ antwortete der Stein: „Eine, die neun gehabt hat.“ Als aber der Prinz das hörte, wurde er so zornig, daß er die Prinzessin auf der Stelle davonjagte. Dann fragte er den Stein, wie es sich denn mit den Prinzessinnen verhalte, die über ihn weggeschritten seien, er verstehe es ganz und gar nicht.

Nun erzählte der Stein, wie sich die Sache verhielt, daß die Prinzessinnen ihn angeführt hätten und das kleine Gänsemädchen Aase an ihrer Stelle gelegen habe. Der Prinz wollte es nicht glauben, er ging deshalb hinaus aufs Feld, wo Aase die Gänse hütete, denn er wollte sehen, ob sie den Ring hätte. „Wenn sie ihn hat,“ dachte er, „dann wäre es wohl am besten, ich machte sie gleich zur Königin.“

Als er zu ihr aufs Feld hinauskam, sah er gleich, daß sie einen Finger mit einem Lappen verbunden hatte; und so fragte er, warum sie das getan habe. „Ich habe mich in den Finger geschnitten,“ sagte das kleine Gänsemädchen Aase. Der Prinz wollte nun durchaus den Finger sehen; aber als Aase ihn zurückziehen wollte, ging der Lappen ab, und nun erkannte der Prinz sogleich seinen Ring. Er nahm Aase mit aufs Schloß, gab ihr schöne Kleider und köstliche Geschmeide, und dann wurde Hochzeit gefeiert. So bekam Aase, das kleine Gänsemädchen, doch den Königsohn aus England, und zwar nur, weil es bestimmt gewesen war, daß sie ihn haben sollte.



Der dumme Mattis

Es war einmal eine Frau, die hatte einen Sohn, der hieß Mattis. Aber er war so einfältig, daß er durchaus nichts verstand, auch arbeitete er nur ganz wenig, und das wenige, was er tat, war immer verkehrt und niemals richtig; deshalb nannte ihn niemand anders als den dummen Mattis.

Die Frau fand das sehr schlimm; aber noch viel schlimmer fand sie es, daß der Sohn nichts anderes tat, als sich immerfort an den Wänden herumdrücken.

Dicht bei dem Hause, wo sie wohnten, schäumte ein großer Bach vorbei, über den man nur sehr schwer und mit Gefahr des Lebens hinüberkommen konnte. Da sagte die Frau eines Tages zu ihrem Sohne, im Walde draußen hätten die Bäume gar keinen Platz mehr, sich auszubreiten, sie wüchsen ihnen bald zu den Fenstern herein; er

solle hingehen und eine Anzahl davon fällen, diese dann herbeischaffen und versuchen, eine Brücke über den Fluß zu bauen. Dann solle er von den Leuten, die hinüber wollten, ein Brückengeld nehmen. Da habe er dann nicht allein eine Arbeit, sondern auch einen Lebensunterhalt, sagte sie.

Ja, der dumme Mattis meinte das auch, denn seine Mutter hatte es ja gesagt; und, sagte er, was sie ihn heiße, das tue er ganz gewiß, und wenn sie etwas sage, dann müsse es genau so sein und nicht anders. Er fällte also draußen im Walde Bäume, schaffte sie herbei und baute eine Brücke.

Es ging nicht übermäßig rasch mit der Arbeit; aber während Mattis sie baute, hatte er doch wenigstens etwas zu tun.

Als die Brücke fertig war, sollte der Bursche sich darauf stellen und von allen, die hinüberfahren wollten, Brückengeld verlangen; und seine Mutter sagte, er solle niemand hinüber lassen, es sei denn, daß der Zoll bezahlt werde; auch sei es einerlei, wenn nicht immer mit barem Geld bezahlt werde, andere Sachen seien auch eine gute Bezahlung.

Am ersten Tag kamen drei Männer daher, jeder mit seinem Heuwagen, und wollten über die Brücke.

„Nein," sagte der Bursche, „ihr dürft nicht hinüber, bevor ihr den Zoll bezahlt habt."

„Wir haben nichts, um ihn zu bezahlen," sagten sie.

„Ja, dann kommt ihr nicht hinüber; aber es ist einerlei, wenn es auch kein Geld ist, andere Sachen sind auch eine gute Bezahlung," sagte der Bursche.

Da gab ihm jeder ein kleines Bündel Heu, so daß Mattis einen Handschlitten voll hatte, und nun durften sie über die Brücke fahren.

Dann kam ein Hausierer, der Nähnadeln, Faden und sonst allerlei Kram hatte, und wollte über die Brücke.

„Du darfst nicht hinüber, bevor du Zoll bezahlt hast," sagte der Bursche.

„Ich habe nichts, um ihn zu bezahlen," sagte der Krämer.

„Du hast ja Waren," sagte der Bursche.

Da holte der Krämer ein paar Nähnadeln heraus und gab sie dem Burschen; dann durfte er über die Brücke hinüber. Der Bursche steckte die Nadeln ins Heu hinein und ging nach Hause. Als er daheim angekommen war, sagte er: „Jetzt habe ich den Zoll und etwas zum Leben bekommen."

„Was hast du denn bekommen?" fragte die Frau.

„Ach, zuerst kamen drei Männer, jeder mit einem Heuwagen, daher; von denen gab mir jeder ein kleines Bündel Heu, so daß ich einen Handschlitten voll hatte, und dann bekam ich von einem Hausierer ein paar Nähnadeln!" sagte der Bursche.

„Was hast du mit dem Heu gemacht?" fragte die Frau.

„Ich versuchte, es zu kauen, aber es schmeckte nur nach Gras. Da warf ich es in den Fluß," sagte der Bursche.

„Du hättest es auf dem Scheunenboden ausbreiten sollen," sagte die Frau.

„Nun, das nächstemal werde ich das tun," sagte der Bursche.

„Und was hast du denn mit den Nähnadeln gemacht?" fragte die Frau.

„Die habe ich in das Heu hineingesteckt."

„Ach, du Dummkopf!" rief die Frau. „Du hättest sie in deine Mütze hineinstecken sollen."

„Ja ja, aber beruhige dich, Mutter: das nächstemal werde ich das tun," sagte der Bursche.

4*

Am nächsten Tag war der Bursche wieder drunten an der Brücke. Da kam ein Mann aus der Mühle mit einem Sack Mehl daher und wollte hinüber.

„Du kommst nicht hinüber, bevor du Zoll bezahlst hast,“ sagte der Bursche.

„Ich habe kein Geld, um zu bezahlen,“ sagte der Mann.

„Ja, dann kommst du nicht hinüber,“ sagte der Bursche. „Aber andere Sachen sind auch eine gute Bezahlung,“ sagte er. Da bekam er ein Pfund Mehl; und nun ließ er den Mann hinüber.

Nach einer Weile kam ein Schmied daher mit einem Korb voller Schmiedewaren und wollte hinüber. Aber es war immer dasselbe.

„Du kommst nicht hinüber, bevor du Zoll bezahlt hast,“ sagte der Bursche. Aber der Schmied sagte auch, er habe kein Geld; er gab dem Burschen einen Bohrer, da durfte er hinüber.

Als der Bursche zu seiner Mutter heimkam, fragte sie zu allererst nach dem Zoll. „Was hast du heute an Zoll bekommen?“ fragte sie.

„Ach, es kam ein Mann aus der Mühle mit einem Sack voll Mehl; der gab mir ein Pfund Mehl, und dann kam ein Schmied mit einem Korb Eisenwaren, der gab mir einen Pfriemen,“ sagte der Bursche.

„Was hast du denn mit dem Pfriemen gemacht?“ fragte die Mutter.

„Ich tat, wie du mir gesagt hast, Mutter,“ antwortete der Bursche. „Ich steckte ihn an meine Mütze.“

„Aber das ist ja ganz verkehrt!“ rief die Frau. „Den hättest du nicht an deine Mütze, sondern in deinen Ärmel stecken sollen.“

„Ja ja, beruhige dich, Mutter, das nächstemal tue ich das,“ sagte der Bursche.

„Nun, und was tatest du denn mit dem Mehl?“ fragte die Frau.

„Ich tat, wie du mir gesagt hast, Mutter. Ich breitete es auf dem Scheunenboden aus."

„Hat man je so etwas Dummes gehört!" schalt die Mutter. „Du hättest einen Eimer holen und das Mehl hineintun sollen."

„Ja ja, beruhige dich nur, Mutter, das nächstemal will ich das tun."

Am nächsten Tag war der Bursche wieder an der Brücke, um seinen Zoll zu erheben. Da kam ein Mann mit einem Branntweinfäßchen und wollte hinüber.

„Du kommst nicht hinüber, bevor du Zoll bezahlt hast," sagte der Bursche.

„Ich habe kein Geld," antwortete der Mann.

„Dann lasse ich dich nicht hinüber, aber du hast ja andere Sachen," sagte der Bursche. Nun, da bekam er einen Schoppen Branntwein, den schüttete er in seinen Rockärmel.

Nach einer Weile kam ein Mann mit einer Ziegenherde des Wegs daher und wollte über die Brücke.

„Du kommst nicht hinüber, bevor du Zoll bezahlt hast," sagte der Bursche.

Ja, der Mann war nicht reicher als die andern und sagte, er habe kein Geld; schließlich aber gab er dem Burschen ein Geißböckchen, dann ließ ihn der Bursche mit seiner Herde hinüber. Der Bursche aber nahm das Böcklein und trat es mit dem Fuß in einen Eimer hinein, den er mitgenommen hatte. Als er nun heimkam, fragte die Frau wieder:

„Was hast du heute bekommen?"

„Es kam einer mit einem Branntweinfäßchen, der gab mir einen Schoppen Branntwein," sagte der Bursche.

„Was hast du damit gemacht?" fragte die Frau.

„Ich tat, wie du mich geheißen hast, Mutter: ich schüttete ihn in meinen Ärmel."

„Aber das war sehr verkehrt, mein Sohn. Du hättest eine Flasche holen und den Branntwein hineinfüllen sollen," sagte die Frau.

„Ja ja, aber beruhige dich, Mutter, das nächstemal werde ich es so machen," sagte der Bursche. „Dann kam ein Mann mit einer Herde Ziegen, der gab mir ein junges Böcklein, und das habe ich in den Eimer hineingetreten."

„Ach, mein Sohn, das war sehr verkehrt, ja, verkehrter als verkehrt!" rief die Frau. „Du hättest es an eine Weidenrute anbinden und mit nach Hause bringen sollen," sagte die Mutter.

„Ja ja, aber beruhige dich nur, Mutter, das nächstemal will ich es so machen," versetzte der Bursche.

Am nächsten Tag stand er wieder an der Brücke und sollte Zoll erheben. Da kam ein Mann mit einer Bütte Butter und wollte hinüber. Aber der Bursche sagte, er dürfe nicht hinüber, bis er Zoll bezahlt habe.

„Ich habe nichts, womit ich bezahlen könnte," sagte der Mann.

„Dann kommst du auch nicht hinüber," sagte der Bursche. „Aber wenn du etwas anderes hast, darf ich das auch an Zahlungsstatt annehmen," sagte er.

Der Mann gab ihm ein Stück Butter, und nun durfte er hinüber. Der Bursche aber ging an ein Weidengebüsch, brach eine Gerte ab, legte sie um das Stück Butter und zog es daran nach Hause, aber auf dem ganzen Wege blieb immer etwas von der Butter hängen, und als der Bursche heimkam, war nichts mehr davon übrig.

„Was hast du heute bekommen?" fragte die Mutter.

„Es kam ein Mann mit einer Bütte Butter, da gab er mir ein Stück davon," sagte der Bursche.



„Nun, wo hast du es denn?“ fragte die Frau.

„Ich tat, wie du mich geheißen hast, Mutter. Ich band die Butter an eine Weide und zog sie nach Hause, aber sie ist am Wege hängen geblieben.“

„O, du bist ein Narr und bleibst ein Narr!“ rief die Frau. „Jetzt hast du ja gar nichts für alle deine Mühe; aber wenn du wie andere Leute wärest, hättest du jetzt Fleisch und Branntwein, Heu und Handwerkszeug. Wenn du deine Sache nicht besser machen kannst, weiß ich nicht, was ich mit dir anfangen soll. Vielleicht würdest du ein wenig klüger und verständiger, wenn du heiraten würdest und jemand um dich hättest, der für dich sorgte. Deshalb hielte ich es fürs beste, du zögest aus, dir ein braves Mädchen zu suchen. Aber

dann mußt du dich unterwegs gut betragen und die Leute, denen du begegnest, hübsch grüßen."

„Was soll ich denn zu ihnen sagen?" fragte er.

„Mußt du das fragen?" rief die Mutter. „Natürlich sollst du sagen: ‚Grüß Gott!'"

„Ja, ich will tun, wie du sagst," versetzte der Bursche. Dann zog er von dannen auf die Freiwerberei. Als er eine Strecke weit gekommen war, begegnete er einem Wolf mit sieben Jungen, und als er bis zu ihm hingekommen war, hielt er an und sagte: „Grüß Gott!" Und nachdem er das gesagt hatte, ging er wieder nach Hause. „Ich tat, wie du mich geheißen hattest, Mutter," sagte er.

„Was hast du denn gesagt?" fragte die Mutter.

„Grüß Gott!" sagte der Bursche.

„Wem bist du denn begegnet?" fragte sie.

„Ich begegnete einem Wolf mit sieben Jungen," antwortete er.

„Ach, du bist doch immer derselbe!" rief die Mutter. „Warum hast du denn ‚Grüß Gott!' zu dem Wolf gesagt? Du hättest die Hände zusammenschlagen sollen und rufen: ‚Fort, fort, ihr bösen Tiere!' Ja, das hättest du sagen sollen."

„Nun nun, beruhige dich, Mutter, das will ich das nächstemal sagen," rief der Bursche. Danach zog er abermals aus, und nachdem er eine Strecke zurückgelegt hatte, begegnete er einem Hochzeitszug. Als er dicht vor der Braut und dem Bräutigam angekommen war, blieb er stehen, schlug die Hände zusammen und rief: „Fort, fort, ihr bösen Tiere!" Dann kehrte er heim zu seiner Mutter und sagte: „Ich tat, wie du mir gesagt hattest, Mutter."

„Was hast du denn getan?" fragte sie.

„Ich schlug die Hände zusammen und rief: ‚Fort, fort, ihr bösen Tiere!'"

„Wem bist du denn begegnet?"

„Ich begegnete einem Hochzeitszug."

„Ach, du bist ein Narr, und das bleibst du!" schalt die Mutter. „Wie konntest du nur so etwas zu einem Hochzeitspaar sagen! ‚Glück auf, Braut und Bräutigam!' hättest du sagen sollen."

„Nun, beruhige dich, Mutter, das nächstemal sage ich das," versetzte der Sohn und machte sich wieder auf den Weg.

Da begegnete er einem Bären, der auf einem Pferde ritt. Der Bursche wartete, bis er neben ihm war. Dann rief er: „Glück auf, Braut und Bräutigam!" Danach kehrte er wieder heim zu seiner Mutter und erzählte, daß er das gesagt habe, was seine Mutter ihm aufgetragen hatte.

„Was hast du denn gesagt?" fragte sie.

„Ich sagte: ‚Glück auf, Braut und Bräutigam!'" antwortete er.

„Wem bist du denn begegnet?" fragte sie.

„Ich begegnete einem Bären, der auf einem Pferde ritt," sagte der Bursche.

„Daß Gott erbarm, was bist du für ein Narr! ‚Fahr zur H . . . .!' hättest du sagen sollen!" rief die Mutter.

„Ja ja, aber beruhige dich, Mutter, das nächstemal will ich das sagen," versetzte der Sohn.

Er machte sich wieder auf den Weg; da kam ihm ein Leichenbegängnis entgegen. Als er bis zu diesem hingekommen war, grüßte er und sagte: „Fahr zur H . . . .!" Dann kehrte er heim zu seiner Mutter.

„Nun, was hast du gesagt?" fragte die Mutter.

„Fahr zur H . . . . .!" antwortete der Sohn.

„Wem bist du denn begegnet?" fragte sie.

„Einem Leichenbegängnis," antwortete er. „Aber ich bekam auch Prügel dafür."

„Ja, und du hättest noch mehr verdient!“ rief die Frau. „Du hättest: ‚Gott sei deiner armen Seele gnädig!‘ sagen sollen.“

„Nun nun, beruhige dich, Mutter, das nächstemal sage ich das,“ besänftigte sie der Sohn, und dann machte er sich abermals auf den Weg. Als er eine Strecke gegangen war, sah er zwei nichtsnutzige Zigeuner, die einem Hunde das Fell abzogen. Als er sie erreicht hatte, sagte er: „Gott sei deiner armen Seele gnädig!“ Und nachdem er das gesagt hatte, ging er wieder heim und berichtete, er habe getan, wie seine Mutter ihm geheißen hätte. Aber Hiebe habe er bekommen, daß er fast nicht mehr heimgekommen sei.

„Was hast du denn gesagt?“ fragte die Mutter.

„Ich sagte: ‚Gott sei deiner armen Seele gnädig!‘“ antwortete der Bursche.

„Wem bist du denn begegnet?“ fragte die Mutter.

„Zwei Zigeunern, die einem Hunde das Fell abzogen.“

„Ach, du bist doch immer derselbe!“ rief die Frau. „Es ist eine Sünde und eine Schande, wie du dich aufführst. Hat man je so etwas Gottloses gehört? Aber nun mache dich noch einmal auf den Weg, kümmre dich um keinen Menschen, wem du auch begegnen magst, denn du ziehst aus, um dich zu verheiraten und um jemand zu finden, der sich mehr auf den Lauf der Welt versteht und besser durchkommt als du. Aber diesmal mußt du dich wie ein ordentlicher Mensch aufführen; und wenn alles gut geht, kannst du dir gratulieren und Hurra schreien.“

Ja, der Bursche tat alles, wie die Mutter gesagt hatte. Er machte sich auf den Weg und freite um ein Mädchen. Das Mädchen dachte, der Bursche sei vielleicht doch nicht so übel, und so sagte sie: ja, sie wolle ihn nehmen.

Als der Bursche heimkam, wollte die Mutter wissen, wie das

Mädchen heiße. Aber das wußte er nicht. Jetzt wurde die Frau zornig und sagte, er müsse gleich noch einmal hingehen, denn sie wolle wissen, wie das Mädchen heiße. Mattis ging also noch einmal hin; und gerade als er sich auf den Heimweg machen wollte, erinnerte er sich doch noch an den Auftrag und fragte das Mädchen, wie es heiße. „Sölvi," antwortete sie. Der Bursche lief davon und murmelte immerfort vor sich hin:

„Sölvi, Sölvi,
Liebste mein!
Sölvi, Sölvi,
Liebste mein!"

Aber während er so rasch dahinlief, um schnell nach Hause zu kommen, ehe er den Namen wieder vergessen hätte, stolperte er über einen Erdhaufen, und da vergaß er richtig den Namen. Als er wieder aufgestanden war, suchte er rings um den Erdhaufen herum, fand aber nichts als eine Hacke. Diese hob er auf, und nun hackte und grub er aus Leibeskräften ringsherum. Während er noch eifrig grub, kam ein alter Mann des Wegs daher.



„Wonach gräbst du denn?“ fragte der Mann. „Hast du hier etwas verloren?“

„Ach ja, ach ja, der Name zu ‚Liebste mein‘ ist mir entfallen,“ sagte der Bursche. „Und nun kann ich ihn nicht wieder finden,“ sagte er.

„Ich glaube, sie heißt Sölvi,“ sagte der Mann. Als der Bursche das hörte, rannte er mit der Hacke in der Hand davon und rief:

„Sölvi, Sölvi,
Liebste mein!“

Aber als er eine Weile gelaufen war, fiel ihm ein, daß er die Hacke mitgenommen hatte, da warf er sie hinter sich, und sie fiel gerade vor dem alten Mann nieder. Der Mann begann zu schreien und sich zu gebärden, wie wenn er am Messer steckte; da vergaß der Bursche den Namen aufs neue, lief aber doch so schnell wie möglich nach Hause. Daheim fragte seine Mutter sogleich: „Nun, wie heißt dein Mädchen?“ Aber der Bursche war ebenso klug wie zuvor, er wußte es nicht besser als beim erstenmal.

„Du bist doch immer derselbe ausgemachte Narr!“ rief die Frau. „Nicht einmal das bringst du zustande. Doch jetzt will ich mich selbst auf den Weg machen und das Mädchen holen, damit ihr heiraten könnt. Trage du indessen Wasser herbei und mache hier rein! aber nur bis zum fünften Balken.*) Dann nimm Speck und Schwarte und das schönste Grün, das du im Gemüsegarten findest. Koche dann das Allerlei fertig, und wenn du das getan hast, mache dich selbst süß und schmücke dich, bis dein Mädchen kommt, mit deinen schönsten Federn, und dann kannst du dich auf den Haublock setzen.“

---

*) Es sind die Querbalken an einem Blockhaus gemeint.

Anmerkung des Übersetzers

Ja, der Bursche versprach alles gut zu besorgen. Er trug Wasser herbei, daß es eine Art hatte; er schüttete alles in die Stube hinein; aber höher als bis zum vierten Balken konnte er es nicht bringen, denn dann lief das Wasser wieder hinaus, und so mußte er aufhören. Aber nun hatten sie einen Hund, der hieß Speck, und eine Katze, die hieß Schwarte; und diese beiden steckte er in den Suppentopf. Das schönste Grün, das er im Gemüsegarten fand, war ein grünes Kleid, das die Frau für die Schwiegertochter bestimmt hatte. Das Kleid hackte er fein und tat es in die Suppe; aber das Schwein, das Allerlei hieß, kochte er besonders im Braukessel. Nachdem der Bursche dies alles getan hatte, holte er einen Topf mit Sirup und ein Federbett herbei; zuerst schmierte er sich mit dem Sirup ein, dann schnitt er das Federbett auf, wälzte sich in den Federn und setzte sich schließlich auf den Haublock in der Küche, bis die Mutter mit dem Mädchen käme.

Als die Frau auf den Hof zurückkehrte, vermißte sie gleich zuerst den Hund; denn dieser pflegte sie immer schon beim Eingang zu begrüßen. Das zweite aber, was sie vermißte, war die Katze; denn diese kam ihr stets auf dem Söller entgegen, und wenn das Wetter besonders schön warm war, kam sie sogar über den Hof bis ans Gittertor. Das grüne Kleid, das sie für die Schwiegertochter bestimmt hatte, sah sie auch nicht, und das Schwein, das ihr sonst grunzend überall nachlief, war ebenfalls nicht da. Sie wollte gleich danach fragen; aber in dem Augenblick, wo sie die Tür aufmachte, stürzte ihr das Wasser wie ein Wasserfall entgegen, so daß die Frau mit samt dem Mädchen von der Flut beinahe mit fortgerissen worden wäre.

Sie mußten um das Haus herum nach der Küchentür gehen, und als sie hineinkamen, saß da eine mit Federn über und über bedeckte Gestalt.



„Aber was hast du denn getan?" rief die Frau.

„Ich tat, wie du mich geheißen hast, Mutter," sagte Mattis. „In die Stube trug ich Wasser hinein bis zum fünften Balken; aber schon beim vierten lief es ebenso schnell wieder hinaus, wie ich es hereintragen konnte, und so brachte ich es nicht weiter als bis zum vierten Balken."

„Ja, und wo sind denn Speck und Schwarte?" fragte die Frau, um das Gespräch abzulenken. „Was hast du denn mit ihnen gemacht?"

„Ich tat, wie du mich geheißen hast, Mutter, und steckte sie in den Suppentopf," sagte der Sohn. „Sie schrieen jämmerlich und bissen und kratzten, Speck war auch stark und wehrte sich, aber schließlich mußte er doch dran glauben. Allerlei aber kocht im Braukessel drüben im Brauhaus, denn es ging nicht in den Suppentopf hinein," sagte der Bursche.

„Ja, und was hast du denn mit dem neuen grünen Kleid getan, das ich für meine Schwiegertochter bestimmt habe?" fragte die Frau, um über seine Dummheit hinwegzugehen.

„Ich tat, wie du mich geheißen hast, Mutter," sagte der Sohn. „Es hing draußen im Gemüsegarten, und es war das schönste Grün,

das da war; ich nahm es also, hackte es klein und tat es in den Suppentopf."

Die Frau rannte an den Herd, riß den Topf vom Feuer, schüttete alles weg und setzte ihn von neuem auf. Aber als sie den Burschen genau ansah, entsetzte sie sich über die Maßen.

„Wie siehst du denn aber aus?" rief sie.

„Ich tat, wie du mich geheißen hast, Mutter," antwortete er. „Zuerst strich ich mich mit Sirup an und machte mich süß, dann schnitt ich ein Federbett auf und schmückte mich mit Federn."

Nun, die Frau ging darüber weg, so gut sie konnte; sie zupfte dem Burschen die Federn ab, wusch ihn und zog ihm seine Kleider wieder an.

Nun sollte die Hochzeit sein; aber vorher sollte Mattis in die Stadt gehen, um dort eine Kuh zu verkaufen und das Nötige zur Hochzeit zu besorgen. Die Mutter sagte ihm, wie er es machen sollte, und ganz besonders schärfte sie ihm ein, gewiß etwas für die Kuh zu bekommen. Als Mattis mit der Kuh auf den Markt kam und man ihn fragte, was er dafür haben wolle, war keine andere Antwort aus ihm herauszukriegen, als daß er „etwas" dafür wolle. Da kam ein Metzger daher, und dieser sagte zu ihm, er solle nur mit samt der Kuh mit ihm gehen, dann werde er ihm etwas dafür geben. Der Bursche ging also mit der Kuh hin, und als er hinkam, spuckte ihm der Metzger in die Hand und sagte: „Da hast du etwas für deine Kuh, aber gib wohl acht darauf."

Der Bursche lief so behutsam, als wenn er auf Eiern ginge, und hielt die Hand fest zu; aber als er auf der Landstraße war, die an dem Hof seiner Mutter vorbeiführte, kam der Pfarrer des Weges dahergefahren.

„Mach mir das Tor auf!" sagte der Pfarrer.

Der Bursche eilte hin, um aufzumachen; dabei vergaß er, daß er „etwas“ in der Hand hatte, und griff mit beiden Händen zu, so daß es am Tor hängen blieb. Als er fühlte, daß es nicht mehr da war, wurde er ärgerlich und sagte, der Herr Pfarrer habe ihm etwas genommen. Aber als der Pfarrer fragte, ob er nicht recht bei Trost sei, und sagte, er habe ihm ganz gewiß nichts genommen, wurde der Bursche so über die Maßen zornig, daß er den Pfarrer erschlug und ihn dann in einem großen Ameisenhaufen an der Straße vergrub. Als er heimkam, erzählte er alles seiner Mutter; diese schlachtete einen Geißbock und vergrub ihn an der Stelle, wo der Bursche den Pfarrer vergraben hatte, diesen aber vergrub sie an einem andern Platz. Als sie das getan hatte, hängte sie einen Topf mit Grütze über das Feuer; und als die Grütze fertig war, befahl sie Mattis, sich auf den Herd zu setzen und Kienholz zu schnitzeln. Nun ging sie mit dem Kessel aufs Dach hinauf und goß die Grütze durch den Schornstein auf Mattis hinunter, daß die Grütze nur so über den Burschen herabströmte.

Am nächsten Tag kam der Vogt, und als er Mattis ausfragte, verschwieg dieser nicht, daß er den Pfarrer erschlagen hatte, und er sagte auch, er wolle dem Vogt zeigen, wo er ihn vergraben habe. „Es war an dem Tage, wo es auf der ganzen Welt Grützensuppe regnete,“ sagte der Bursche. Als er mit dem Vogt auf den Platz kam, wo er den Pfarrer vergraben hatte, zog er den Geisbock heraus und fragte dann: „Hatte euer Pfarrer Hörner?“ Aber als die Obrigkeit dies hörte, dachte sie, der Bursche sei ganz und gar verrückt; und so ließ sie ihn frei ausgehen.

Nun sollte die Hochzeit gefeiert werden; die Frau ermahnte den Burschen recht eindringlich und sagte, wenn man zu Tische gehe, müsse er sich ordentlich aufführen, er dürfe die Braut nicht zu viel ansehen, sondern nur hie und da ein Auge auf sie werfen, die Erbsen

dürfe er selbst essen, aber die Eier müsse er mit ihr teilen, und die Beine solle er nicht auf dem Tisch herum, sondern hübsch nebeneinander auf seinen Teller legen.

Ja, Mattis versprach, es zu tun und alles recht zu machen; ja, ja, er werde gewiß nur das tun, was seine Mutter ihn heiße, nichts anderes, sagte er. Hierauf ging er in den Schafstall, stach allen Schafen und Böcken, die darin waren, die Augen aus und nahm sie mit. Bei Tisch setzte er sich so, daß er der Braut den Rücken kehrte; aber kaum saßen sie, da warf er ein Schafauge nach ihr, daß es ihr mitten ins Gesicht flog; nach einer Weile warf er wieder eines nach ihr, und so machte er die ganze Zeit fort. Die Eier aß er alle allein auf, aber als man an die Erbsen kam, teilte er sie mit ihr, und nach einer Weile, als man abgegessen hatte, nahm er seine Beine zusammen und legte sie auf den Teller.

Als die beiden am Abend schlafen gehen wollten, hatte das Mädchen die ganze Sache satt; und sie meinte, einen solchen Narren zum Mann zu haben, wäre doch wirklich kein Vorteil für sie. Sie sagte also, sie habe etwas vergessen und wolle geschwind hinausgehen. Aber das wollte der Bursche nicht erlauben, sondern er wollte mit ihr gehen, denn er hatte Angst, sie würde sonst nicht mehr hereinkommen.

„Nein, bleib du ganz ruhig liegen,“ sagte die Braut. „Hier ist eine lange Hundeleine, die will ich mir um den Leib binden, und dann lasse ich die Tür offen stehen. Wenn du dann meinst, ich bleibe zu lange draußen, darfst du nur an dem Strick ziehen und mich wieder hereinholen.“

Damit war Mattis einverstanden; aber als das Mädchen auf den Hof hinauskam, sah sie einen Geißbock; da machte sie den Strick los und band den Bock daran.

Als der Bursche meinte, sie sei gar so lange draußen, zog er an

dem Strick; er zog und zog und zog den Geißbock zu sich ins Bett herein. Nach einer Weile aber rief er:

„Mutter, Mutter, meine Braut hat Hörner wie ein Ziegenbock!"

„Was faselst du da, du abscheulicher Kerl!" sagte die Mutter. „Das sind nur ihre Zöpfe, das weiß ich."

Plötzlich schrie der Bursche wieder:

„Mutter, Mutter, meine Braut hat ein struppiges Fell wie ein Geißbock!"

„Ei du unartiger Mensch, was schreist und zeterst du da?" sagte die Mutter.

Aber sie bekam keine Ruhe, denn immer wieder schrie und zeterte der Bursche, sein Mädchen sei in allem ein Geißbock. Als endlich der Tag anbrach, sagte die Frau:

„Steh auf, mein Sohn, und zünde Feuer an!"



Der Bursche kletterte auf einen Balken unter dem Dach und zündete aus Stroh und Hobelspänen und anderem Brennbaren, das da herumlag, ein Feuer an. Aber da entstand ein solcher Rauch, daß er es im Hause nicht mehr aushalten konnte; er mußte hinaus, und in demselben Augenblick flammte alles hell auf. Die Frau mußte auch eiligst die Flucht ergreifen, und als sie herauskamen, brannte das Haus lichterloh, die Flammen schlugen hoch zum Dach hinaus.

„Ich gratuliere, ich gratuliere! Hurra!" schrie der Bursche; er hielt das für einen Hochzeitsscherz.

Die Puppe im Grase

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Söhne. Als diese groß geworden waren, sagte er zu ihnen, sie sollten in die weite Welt hinausziehen und sich jeder eine Frau suchen, aber sie müsse spinnen und weben und ein Hemd in einem Tag fertig nähen können, sonst wolle er sie nicht zur Schwiegertochter haben. Jedem von den Söhnen gab er ein Pferd und eine ganz neue Rüstung; darauf zogen die Söhne fort in die weite Welt hinaus, um sich eine Frau zu suchen; aber als sie eine Strecke Wegs zurückgelegt hatten, sagten sie, den jüngsten, den Aschenbrödel, wollten sie nicht dabei haben, denn er sei doch nichts nütze.

Aschenbrödel mußte also zurückbleiben und wußte nun nicht, was er anfangen und wohin er sich wenden sollte; es wurde ihm so schwer ums Herz, daß er vom Pferde stieg, sich ins Gras setzte und zu weinen anfing. Als er aber eine Weile so dagesessen hatte, bewegten sich plötzlich die Grasbüschel, und eine kleine weiße Gestalt trat hervor; als sie näher kam, sah Aschenbrödel, daß es ein niedliches kleines Mädchen war, aber es war ganz winzig klein. Das Mädchen trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht mit ihr kommen und die Puppe im Grase besuchen wolle. Doch, das wollte Aschenbrödel gerne; und so ging er mit.

Als sie hinkamen, saß die Puppe im Grase auf einem Stuhl; sie war sehr schön und reich geschmückt und fragte Aschenbrödel, wohin er wolle und zu welchem Zweck er unterwegs sei.

Aschenbrödel erzählte, daß sie ihrer zwölf Brüder seien, daß ihr Vater, der König, jedem von ihnen ein Pferd und eine Rüstung gegeben und zu ihnen gesagt hätte, sie sollten sich eine Frau suchen,

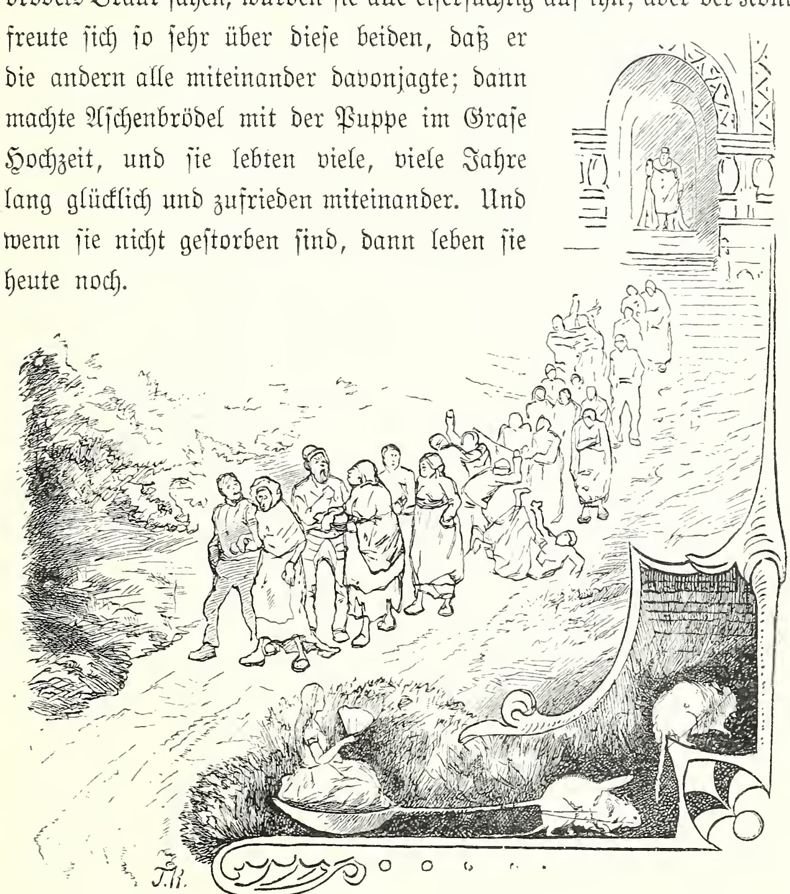


die an einem Tag ein Hemd spinnen und weben und fertig nähen könnte. „Wenn du nun das tun kannst und meine Frau werden willst, dann will ich gar nicht weiter ausziehen,“ sagte Aschenbrödel zu der Puppe im Grase. O ja, das wollte diese gerne, und sie machte sich rasch an die Arbeit, um das Hemd in einem Tage zu spinnen und zu weben und fertig zu nähen, aber es wurde ein ganz kleines Hemd, nicht länger als — so!

Damit eilte Aschenbrödel nach Hause; als er aber das Hemd daheim hervorholte, schämte er sich, weil es gar so winzig klein war. Aber der König sagte, er solle das Mädchen nur heiraten; da wurde Aschenbrödel natürlich sehr froh und vergnügt, und der Weg wurde ihm nicht lang, als er zu seiner kleinen Liebsten reiste.

Als er bei der Puppe im Grase ankam, wollte er sie zu sich aufs Pferd heben, aber das wollte sie nicht; sie sagte, nein, sie fahre in einem silbernen Löffel und habe zwei weiße Pferdchen, die würden sie ziehen. Sie zogen nun fort, er auf seinem Pferd, sie in dem silbernen Löffel, und die beiden Pferde, die den Löffel zogen, waren zwei weiße Mäuschen. Aber Aschenbrödel hielt sich immer auf der andern Seite des Weges, denn er hatte große Angst, sein Pferd könnte die Braut treten, da sie ja nur so ein winzig kleines Ding war. Nachdem sie eine Strecke Wegs zurückgelegt hatten, kamen sie an ein großes Wasser; da scheute Aschenbrödels Pferd, es sprang auf die andere Seite des Weges hinüber, warf den Löffel um, und die Puppe im Grase fiel ins Wasser. Aschenbrödel war ganz verzweifelt und wußte gar nicht, wie er sie retten könnte. Aber nach einer kleinen Weile tauchte ein Meermann mit ihr auf, und nun war sie so groß geworden wie ein erwachsener Mensch, nur war sie jetzt noch viel schöner, als sie vorher gewesen war. Da setzte Aschenbrödel sie vor sich aufs Pferd und ritt mit ihr nach dem Königsschloß.

Als sie dort ankamen, waren schon alle seine Brüder, jeder mit einer Braut, eingetroffen; diese Bräute waren aber so häßlich und böse und streitsüchtig, daß sie schon unterwegs ihren Verlobten in die Haare geraten waren; auf dem Kopf trugen sie mit Teer und Ruß bestrichene Hüte, die Brühe war ihnen ins Gesicht getropft, und dadurch waren sie noch häßlicher und abscheulicher geworden. Als die Brüder Aschenbrödels Braut sahen, wurden sie alle eifersüchtig auf ihn; aber der König freute sich so sehr über diese beiden, daß er die andern alle miteinander davonjagte; dann machte Aschenbrödel mit der Puppe im Grase Hochzeit, und sie lebten viele, viele Jahre lang glücklich und zufrieden miteinander. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.



F H.X.I.

Von dem Burschen, der zum Nordwind ging und sein Mehl zurückverlangte

Es war einmal eine alte Frau, die hatte einen Sohn, und da sie sehr schwach und elend war, sollte der Sohn für sie ins Vorratshaus gehen und Mehl zum Mittagessen holen. Als dieser nun mit dem Mehl die Stufen von dem Vorratshaus heruntergehen wollte, kam der Nordwind dahergesaust, entriß ihm das Mehl und jagte damit durch die Luft davon. Der Junge ging wieder zurück in die Vorratskammer und holte neues Mehl; als er aber wieder auf der Treppe stand, kam der Nordwind von neuem dahergesaust und entriß ihm das Mehl. Das drittemal ging es genau ebenso. Aber jetzt wurde der Junge zornig; er fand es sehr unrecht vom Nordwind, daß er so wütend daherbrauste, und er beschloß deshalb, den Wind aufzusuchen und sein Mehl zurückzuverlangen.

Er machte sich also auf den Weg und wanderte lange, bis er endlich zum Nordwind kam.

„Guten Tag!“ sagte der Junge.

„Guten Tag!“ sagte auch der Nordwind mit einer sehr rauhen Stimme. „Was willst du?“

„Ach,“ sagte der Junge, „ich wollte dich nur recht schön bitten, mir mein Mehl wiederzugeben, das du mir auf der Vorratskammer-



treppe entrissen hast. Wir sind sehr arm, und wenn du uns noch das bißchen nimmst, was wir haben, dann müssen wir verhungern."

„Ich habe kein Mehl," sagte der Nordwind. „Da du aber so arm bist, will ich dir ein Tuch geben, das dir alles, was du dir nur wünschen kannst, herbeischafft. Du brauchst dann nichts weiter zu sagen als: ‚Tischtuch mein, deck dich fein!' dann wirst du schon sehen, was geschieht!"

Der Junge war hoch beglückt über das Tuch. Aber der Weg war weit, und er konnte an demselben Tag nicht mehr nach Hause gelangen; deshalb kehrte er in einem Gasthause an der Straße ein, und als die Leute dort zu Nacht essen wollten, legte der Junge sein Tuch auf einen Tisch, der in einem Winkel stand, und sagte: „Tischtuch mein, deck dich fein!"

Kaum hatte er dies gesagt, so hatte sich das Tuch schon gedeckt. Allen Anwesenden gefiel dies ausgezeichnet; am allerbesten gefiel es aber doch der Wirtsfrau. „Wenn man dieses Tuch hätte," dachte sie, „brauchte man sich nicht mehr mit Kochen und Backen, mit Decken und Abdecken, mit dem Auf- und Abtragen abzuplagen."

Als es nun Nacht war und alles im Hause in tiefem Schlafe lag, nahm sie dem Burschen das Tuch weg und legte ein anderes an dessen Stelle, das zwar dem von dem Nordwind geschenkten vollkommen ähnlich war, aber nicht einmal mit einer Hafergrütze aufwarten konnte.

Als der Junge am Morgen erwachte, nahm er sein Tuch, ging mit ihm fort und kam an diesem Tag auch glücklich bei seiner Mutter an.

„Mutter," sagte er, „ich bin beim Nordwind gewesen; der war sehr freundlich und schenkte mir dieses Tuch hier. Ich brauche nichts weiter zu sagen als: ‚Tischtuch mein, deck dich fein!' dann bekomme ich das herrlichste Essen, das ich mir nur wünschen kann."

„Das wäre freilich sehr schön," sagte die Mutter. „Aber ehe ich es sehe, glaube ich es nicht." Der Junge zog schnell einen Tisch heran, legte sein Tuch darauf und sagte: „Tischtuch mein, deck dich fein!" Aber das Tuch deckte sich auch nicht mit dem kleinsten Stückchen Brot.

„Da bleibt mir nichts übrig, als noch einmal zum Nordwind zu gehen," sagte der Junge. Er machte sich auch sogleich auf den Weg, und am Nachmittag erreichte er den Ort, wo der Nordwind wohnte.

„Guten Abend!" sagte der Bursche.

„Guten Abend!" sagte auch der Nordwind. „Was willst du?"

„Ich möchte gerne eine Entschädigung für das Mehl, das du mir genommen hast," sagte der Bursche, „denn dein Tuch taugte nicht viel."

„Ich habe kein Mehl," sagte der Nordwind. „Aber hier hast du einen Bock, der macht lauter goldene Dukaten, sobald du nur sagst: ‚Böcklein hold, mach mir Gold!'"



Das gefiel dem Burschen gar wohl. Er hatte aber so einen weiten Weg nach Hause, daß er an demselben Tag nicht mehr hingelangen konnte, und so kehrte er wieder bei dem Gastwirt an der Straße ein. Ehe er etwas bestellte, probierte er den Bock, denn er wollte sehen, ob es mit dem, was der Nordwind gesagt hatte, auch seine Richtigkeit hätte. Jawohl, es verhielt sich genau so, wie der Nordwind gesagt hatte! Als aber der Gastwirt den Bock und das Geld sah, dachte er: „Das ist einmal ein feiner Bock!" Und als der Junge eingeschlafen war, holte der Wirt einen andern Bock herbei, der keine goldenen Dukaten machen konnte, und stellte ihn hin.

Am nächsten Morgen zog der Bursche weiter, und als er zu seiner Mutter heimkam, sagte er: „Der Nordwind ist doch ein guter Mann; jetzt hat er mir einen Bock geschenkt, der goldene Dukaten machen kann, sobald ich zu ihm sage: ‚Böcklein hold, mach mir Gold!'"

„Ach, das ist nur so ein dummes Geschwätz!" sagte die Mutter. „Ehe ich es sehe, glaube ich es nicht."

„Böcklein hold, mach mir Gold!" rief der Bursche. Aber das, was der Bock machte, war kein Gold.

Da ging der Bursche zum drittenmal zum Nordwind und sagte, der Bock tauge gar nichts, und er wolle Entschädigung für sein Mehl.

„Jetzt kann ich dir nichts anderes mehr geben, als den alten Stock, der dort in der Ecke steht," sagte der Nordwind. „Wenn du zu dem sagst: ‚Stock, schlag drauf!' dann schlägt er so lange zu, bis du sagst: ‚Stock, hör auf!'"

Da der Weg gar so weit war, übernachtete der Junge auch dieses Mal wieder in dem Wirtshaus an der Straße. Da er sich aber denken konnte, wie es mit dem Tuch und dem Bock gegangen war, legte er sich gleich auf die Bank und tat, als ob er schliefe. Der Gastwirt, der sich wohl denken konnte, daß der Stock auch etwas Besonderes

sei, suchte einen andern, ähnlichen Stock hervor, und als er hörte, daß der Junge schnarchte, wollte er seinen Stock an Stelle von des Jungen Stock legen; aber in dem Augenblick, wo er den Stock ergreifen wollte, rief der Junge: „Stock, schlag drauf!", und da hieb der Stock auf den Gastwirt los, daß dieser über Bänke und Tische sprang und schrie: „Ach, ach, bring den Stock zur Ruhe, sonst schlägt er mich noch tot! Ich will dir auch dein Tuch und deinen Bock wieder geben!" Endlich, als der Junge meinte, jetzt habe der Gastwirt genug Schläge bekommen, sagte er: „Stock, hör auf!"

Dann steckte er das Tuch in die Tasche, nahm den Stock in die Hand, band dem Bock einen Strick um die Hörner und zog mit allem nach Hause. Da hatte er eine Entschädigung für das Mehl!

Per Gynt

In alten Zeiten lebte in Quam ein Schütze, der hieß Per Gynt. Er lag beständig droben im Gebirge und schoß dort Bären und Elche, denn damals gab es noch mehr Wälder auf den Bergen, und in ihnen hielten sich derartige Untiere auf. In einem Jahre nun, spät im Herbst, nachdem das Vieh schon längst von den Bergweiden herabgetrieben war, wollte Per Gynt wieder einmal hinauf ins Gebirge. Mit Ausnahme von drei Sennerinnen hatten schon alle Hirtenleute das Gebirge verlassen. Als Per Gynt die Höbringalm erreichte, wo er in einer Sennhütte übernachten wollte, war es schon so dunkel, daß er die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Da fingen die Hunde plötzlich so fürchterlich zu bellen an, daß es Per Gynt ganz unheimlich zumute wurde. Plötzlich stieß sein Fuß an etwas an, und als er es befühlte, war es kalt und groß und schlüpfrig, da er aber nicht vom Wege abgekommen zu sein glaubte, konnte er sich gar nicht erklären, was das sein könnte; aber es kam ihm gar nicht geheuer vor.

„Wer ist denn das?" fragte Per Gynt, denn er fühlte, daß es sich bewegte.

„Ei, ich bin der Böig*), der Krumme," lautete die Antwort. Damit war aber Per Gynt so klug wie vorher. Er ging nun daran entlang, „denn schließlich muß ich doch daran vorbeikommen," dachte er.

---

*) Ein gespenstisches Ungeheuer des Nordens, das sich dem Wanderer als ein unsichtbares, kaltes, schleimiges Etwas um die Füße legt.

Anmerkung des Übersetzers

Im Weitergehen stieß er plötzlich wieder an etwas, und als er es anfühlte, war es wieder kalt und groß und schlüpfrig.

„Wer ist das?“ fragte Per Gynt.

„Ich bin der Krumme,“ lautete aufs neue die Antwort.

„Ei, ob du gerade oder krumm bist, du sollst mich doch weiterlassen,“ sagte Per Gynt, denn er merkte, daß er im Kreise herumging und der Krumme sich um die Sennhütte herumgeschlängelt hatte. Bei diesen Worten schob sich der Krumme ein wenig auf die Seite, so daß Per Gynt an die Sennhütte hingelangen konnte. Als er hineinkam, war es da drinnen nicht heller als draußen; er stolperte und tastete an den Wänden umher, denn er wollte seine Flinte abstellen und seine Jagdtasche ablegen. Aber während er so suchend umhertappte, fühlte er wieder das Kalte, Große und Schlüpfrige.

„Wer ist denn das nun?“ rief Per Gynt.

„Ach, ich bin der große Krumme,“ lautete die Antwort. Und wohin er auch faßte, und wohin er den Fuß setzte, überall fühlte Per Gynt den Ring, den der Krumme um ihn gezogen hatte.

„Hier ist nicht gut sein,“ dachte Per Gynt, „weil dieser Krumme ebensogut hier drinnen als draußen ist; aber ich werde diesem Ruhestörer bald ein Ende machen.“ Er nahm seine Flinte, ging wieder hinaus und tastete an dem Krummen entlang, bis er den Kopf fand.

„Wer bist du denn eigentlich?“ fragte er.

„Ach, ich bin der große Krumme von Etnedal,“ sagte der große Troll. Da machte Per Gynt kurzen Prozeß und schoß ihm drei Kugeln mitten durch den Kopf.

„Schieß noch einmal!“ rief der Krumme. Aber Per Gynt wußte es besser, denn wenn er noch einmal geschossen hätte, wäre die Kugel auf ihn selbst zurückgeprallt. Als dies getan war, faßten Per Gynt und die Hunde fest zu und zogen den großen Troll aus der Senn=

hütte hinaus, damit sie es sich in der Hütte bequem machen könnten. Währenddessen lachte und höhnte es von allen Bergen ringsum.

„Per Gynt zog viel, aber die Hunde zogen mehr!“ ertönte es.

Am Morgen wollte Per Gynt hinaus auf die Jagd. Als er tief in die Berge hineinkam, sah er ein Mädchen, das Schafe und Ziegen über einen Berggipfel trieb. Als er aber den Gipfel erreicht hatte, war das Mädchen mit seiner Herde verschwunden, und Per Gynt sah nichts als ein großes Rudel Bären.

„Ich habe doch noch nie Bären in Rudeln beisammen gesehen,“ dachte Per Gynt. Als er aber näher kam, waren bis auf einen einzigen alle verschwunden. Da klang es von einem Berge dicht neben ihm:

„Nimm in acht den Eber dein,
Per Gynt steht draußen
Mit dem Stutzen sein!“

„Ach, dann widerfährt Per Gynt ein Unglück, nicht aber meinem Eber, denn er hat sich heute nicht gewaschen,“ klang es aus dem Berge. Schnell wusch sich Per Gynt die Hände mit seinem Wasser und schoß den Bären tot. In den Bergen erhob sich ein schallendes Gelächter.

„Du hättest auf deinen Eber acht geben sollen,“ rief die eine Stimme.

„Ich habe nicht daran gedacht, daß er die Waschschüssel zwischen den Beinen hat,“ erwiderte die andere.

Per Gynt zog dem Bären die Haut ab und vergrub den Körper im Geröll; aber den Kopf und das Fell nahm er mit. Auf dem Rückweg traf er mit einem Bergfuchs zusammen.

„Sieh mein Lämmchen, wie fett du bist!“ rief es von einem

Hügel her. „Seht nur, wie hoch Per Gynt den Stutzen trägt!" tönte es von einem andern Hügel, als Per Gynt die Flinte zum Schießen an die Wange legte und den Fuchs erschoß. Er zog auch diesem den Balg ab und nahm ihn mit; und als er an der Sennhütte ankam, nagelte er die Köpfe mit aufgesperrten Rachen außen an die Wand. Darauf machte er Feuer und stellte einen Suppentopf darüber; aber es rauchte so fürchterlich, daß Per Gynt kaum die Augen offen halten konnte, und er mußte deshalb eine in der Wand befindliche Luke öffnen. Da kam gleich ein Troll herbei und steckte seine Nase durch die Luke herein, die Nase aber war so lang, daß sie bis an den Schornstein reichte.

„Da kannst du einmal ein ordentliches Riechhorn sehen," sagte er.

„Und du kannst Suppe versuchen," sagte Per Gynt, und goß ihm den ganzen Topf Suppe über die Nase. Der Troll stürzte davon und jammerte laut; aber ringsum von allen Höhen lachte und spottete und ertönte es:

„Suppenrüssel, Suppenrüssel!"

Hierauf war eine Weile alles still; doch dauerte es nicht lange, da erhob sich draußen wieder Lärm und Getöse. Per Gynt sah hinaus, und da erblickte er einen mit Bären bespannten Wagen; der große Troll wurde aufgeladen, und dann ging es hinauf ins Gebirge mit ihm. Während Per Gynt dem Wagen noch nachsah, wurde plötzlich ein Eimer Wasser durch den Schornstein herabgegossen; das Feuer erlosch, und Per Gynt saß im Dunkeln. Da begann es in allen Ecken zu lachen und zu spotten, und eine Stimme sagte:

„Jetzt wird es Per Gynt gerade so gehen wie den Sennerinnen in der Val-Hütte."

Per Gynt zündete das Feuer wieder an, rief seine Hunde herbei, verschloß die Sennhütte und ging weiter nach Norden bis zu der

Val-Hütte, in der die drei Sennerinnen waren. Als er eine Strecke zurückgelegt hatte, sah er ein Feuer lodern, als wenn die ganze Val-Hütte in hellen Flammen stünde, und in demselben Augenblick stieß er auf ein Rudel Wölfe, von denen er die einen niederschoß und die andern erschlug. Als er die Val-Hütte erreicht hatte, war es da stockfinster und von einer Feuersbrunst keine Spur zu entdecken, aber es waren vier fremde Männer in der Hütte, die die Sennerinnen belästigten; das waren vier Bergtrolle, die hießen Gust i Väre, Tron Valfjeldet, Tjöstöl Aabakken und Rolf Eldförpungen.*) Gust i Väre stand vor der Tür und sollte Wache halten, während die andern bei den Sennerinnen drinnen waren und zudringlich werden wollten. Per Gynt schoß auf Gust i Väre, verfehlte ihn aber, und da lief Gust i Väre davon. Als dann Per Gynt in die Stube hineinkam, waren die Sennerinnen in großer Not; zwei von ihnen waren ganz außer sich vor Schrecken und flehten zu Gott um Hilfe und Rettung, die dritte aber, die man die tolle Kari nannte, hatte keine Angst. Sie sagte, sie sollten nur kommen, sie hätte wirklich Lust zu sehen, ob solche Kerle auch Schneid hätten. Als aber die Trolle merkten, daß Per Gynt im Zimmer war, fingen sie zu jammern an und sagten zu Eldförpungen, er solle Feuer anmachen. In demselben Augenblick fielen die Hunde über Tjöstöl Aabakken her und warfen ihn kopfüber auf den Herd, daß Asche und Funken umherstoben.

„Hast du meine Schlangen gesehen, Per Gynt?“ fragte Tron Valfjeldet, — so nannte er die Wölfe.

„Ja, und nun sollst du denselben Weg gehen wie deine Wölfe!“ rief Per Gynt und erschoß ihn. Dann schlug er Tjöstöl Aabakken

---

*) Die Namen der vier Trolle deuten auf die vier Elemente: Väre = Luft; Fjeld = Berg, Erde; Aa = Bach, Wasser; Eld = Feuer.

Anmerkung des Übersetzers

mit dem Flintenkolben tot: aber Eldförpungen war durch den Schornstein entflohen. Nachdem Per Gynt dieses getan hatte, begleitete er die Sennerinnen nach ihrem Dorfe, denn sie wagten nun nicht länger in der Hütte zu bleiben.

Als nun die Weihnachtszeit herankam, war Per Gynt wieder unterwegs. Er hatte von einem Hof auf Dovre gehört, wo sich am Christabend so viele Trolle einfinden sollten, daß sich die Bewohner flüchten und auf anderen Höfen Unterkunft suchen müßten: dieses Gehöft wollte Per Gynt aufsuchen, denn es gelüstete ihn, diese Trolle zu sehen. Er zog zerrissene Kleider an, nahm einen zahmen weißen Bären, der ihm zu eigen gehörte, sowie einen Pfriemen, etwas Pech und Draht mit. Als er den Hof erreicht hatte, ging er ins Haus hinein und bat um Obdach.

„Gott steh uns bei!“ sagte der Mann. „Wir können dir kein Obdach geben, wir müssen selbst den Hof verlassen, denn an jedem heiligen Abend wimmelt es hier von Trollen.“

Aber Per Gynt meinte, er werde das Haus schon von den Trollen säubern. So wurde ihm erlaubt, dazubleiben, und er bekam eine Schweinehaut noch obendrein. Darauf legte sich der Bär hinter den Schornstein, Per holte Pech, Pfriemen und Draht hervor und machte sich daran, aus der ganzen Schweinehaut einen einzigen großen Schuh zu machen. Als Schnürband zog er einen dicken Strick hindurch, so daß er den Schuh rund herum zuschnüren konnte, und überdies hatte er noch zwei Stöcke bereit. Kaum war er fertig, da kamen die Trolle auch schon mit Fiedeln und Spielleuten dahergezogen, und die einen tanzten, die andern aßen von dem Weihnachtsessen, das auf dem Tische stand, einige brieten Speck, andere brieten Frösche und Kröten und ähnliches ekelhaftes Zeug, — dieses Weihnachtsessen hatten sie selbst mitgebracht. Inzwischen bemerkten einige den von Per

6*

Gynt verfertigten Schuh. Da er für einen großen Fuß bestimmt zu sein schien, wollten die Trolle ihn anprobieren, und als jeder von ihnen einen Fuß hineingestellt hatte, zog Per Gynt den Schuh zu, zwängte einen Stock hinein und schnürte ihn so stark zu, daß alle miteinander in dem Schuh festsaßen. Aber jetzt streckte der Bär die Nase vor und schnupperte nach dem Braten hin.

„Möchtest du Kuchen haben, mein weißes Kätzchen?" sagte einer der Trolle und warf dem Bären einen noch brennend heißen gebratenen Frosch in den Rachen.

„Kratze und schlage, Meister Petz!" rief Per Gynt. Da wurde der Bär so zornig, daß er auf die Trolle losfuhr und nach allen Seiten Hiebe austeilte und sie kratzte. Und Per Gynt schlug mit dem andern Stock in den Haufen hinein, wie wenn er allen den Schädel einschlagen wollte. Da mußten die Trolle die Flucht ergreifen; Per Gynt aber blieb da und schmauste die ganze Weihnachtszeit über von dem Weihnachtsessen, und nun hörte man viele Jahre lang nichts mehr von den Trollen. Der Hofbauer aber hatte eine weiße Stute; da gab ihm Per den Rat, von dieser Stute Füllen aufzuziehen, diese dann in den Bergen herumstreifen und sich da vermehren zu lassen.

Nach vielen Jahren war die Weihnachtszeit wieder einmal vor der Tür. Der Hofbauer war im Walde und fällte Holz zum Feste. Da kam ein Troll herbei und rief ihm zu:

„Hast du deine große weiße Katze noch?"

„Ja, sie liegt daheim hinter dem Ofen," sagte der Mann, „und sie hat sieben Junge bekommen, die noch viel größer und besser sind als sie selbst."

„Dann kommen wir nie wieder zu dir!" rief der Troll.

Bauer Wetterbart

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten nur einen einzigen Sohn, und der hieß Hans. Die Frau meinte, er solle sich einen Dienst suchen, und sagte zu dem Manne, er solle sich mit ihm auf den Weg machen.

„Du mußt ihm einen so guten Dienst verschaffen, daß er der Meister aller Meister wird," sagte sie; und dann füllte sie einen Sack mit Mundvorrat und legte auch eine Rolle Tabak hinein.

Nun, Vater und Sohn fragten bei vielen Meistern an; aber alle sagten, sie könnten den Jungen nur das lehren, was sie selbst wüßten, mehr nicht.

Als nun der Mann mit diesem Bescheid zu seiner Frau zurückkehrte, sagte sie: „Mir ist es einerlei, welches Handwerk du ihn lernen läßt; aber jedenfalls soll er der Meister aller Meister werden."

Sie packte wieder Mundvorrat und eine Rolle Tabak in den Sack, und dann mußte sich der Mann mit dem Sohne wieder auf den Weg machen.

Nachdem sie eine Weile gegangen waren, gerieten sie auf eine große Eisfläche; da begegneten sie einem Mann, der mit einem Rappen dahergefahren kam.

„Wo wollt ihr hin?" fragte der Mann.

„Ich möchte meinen Sohn in eine gute Lehre tun, denn mein Weib stammt von besseren Leuten, deshalb will sie ihn zum Meister aller Meister gemacht haben," sagte der Mann.

„Das trifft sich nicht schlecht," erwiderte der in dem Wagen. „Da bin ich der rechte Mann dazu, und ich bin eben auf der Suche nach so einem Lehrjungen. Steig hinten auf, du!" sagte er zu dem Jungen. Und dann flog er durch die Lüfte mit ihm davon.

„Nein, nein! Wart ein wenig!" rief der Vater des Jungen. „Ich muß doch wissen, wie du heißt und wo du wohnst," fügte er hinzu.

„O, ich bin im Norden und Süden, im Osten und Westen daheim, und ich heiße Bauer Wetterbart," sagte der Meister. „In einem Jahr kannst du wiederkommen; dann werde ich dir sagen, ob er sich gut anläßt," sagte er. Damit fuhr er mit dem Jungen davon, und im nächsten Augenblick waren sie verschwunden.

Nachdem das Jahr vergangen war, ging der Mann hinaus, um Nachricht von seinem Sohn zu bekommen.

„In einem Jahr hat man noch nicht ausgelernt," sagte der Meister. „Jetzt kann er eben gehen, wenn er sich an Stuhl und Tisch festhält."

Also kamen die beiden überein, daß Bauer Wetterbart den Jungen noch ein Jahr behalten solle, bis er ausgelernt habe, und dann solle der Mann wiederkommen.

Als das Jahr herum war, trafen sie sich wieder am gleichen Platz.

„Ist jetzt die Lehrzeit um?" fragte der Vater.

„Ja, jetzt ist er mein Meister," sagte Bauer Wetterbart, „und jetzt siehst du ihn nie wieder." Und ehe der Mann sichs versah, waren sie verschwunden, er und der Junge.

Als der Mann heimkam, fragte die Frau, ob denn der Sohn nicht auch komme, oder was aus ihm geworden sei?

„Ach, Gott mag wissen, wo er hingekommen ist!“ sagte der Mann. „Sie flogen in die Luft hinauf.“ Dann erzählte er, wie sich alles zugetragen hatte. Aber als die Frau hörte, daß der Mann nicht wußte, wo der Sohn hingekommen war, schickte sie ihn abermals aus.

„Du mußt mir den Jungen wieder verschaffen, und wenn du ihn dem leibhaftigen Gottseibeiuns entreißen müßtest,“ sagte sie; und dann gab sie ihm einen Schnappsack und eine Rolle Tabak mit auf den Weg.

Nachdem der Mann eine Strecke gegangen war, kam er in einen dichten Wald; der war so groß, daß er den ganzen Tag darin wanderte, ohne wieder hinauszugelangen. Als es dunkel wurde, sah er eine große Helle, und darauf ging er zu. Schließlich erreichte er eine kleine Hütte unter einer Bergwand, und davor stand ein altes Weib, das holte Wasser aus einem Brunnen herauf, und zwar anstatt mit einer Stange mit ihrer Nase, so lang war diese.

„Guten Abend, Mutter,“ sagte der Mann.

„Guten Abend,“ sagte auch das Weib. „Mutter hat mich seit hundert Jahren niemand mehr geheißen,“ sagte sie.

„Kann ich hier über Nacht bleiben?“ fragte der Mann.

„Nein,“ antwortete das Weib.

Hierauf nahm der Mann die Rolle Tabak heraus und gab dem Weib eine Prise. Da wurde die Frau so vergnügt, daß sie vor lauter Freude umhertanzte; nun dürfe der Mann über Nacht bleiben, sagte sie. Da fragte der Mann nach dem Bauern Wetterbart. Die Alte wußte nichts von ihm, sagte aber, alle vierfüßigen Tiere seien ihr untertan, vielleicht wisse eines von diesen etwas von ihm.

Hierauf ließ sie eine Pfeife ertönen und pfiff damit die Tiere

zusammen; sie fragte diese Tiere aus, aber keines wußte etwas von dem Bauern Wetterbart.

„Aber wir sind drei Schwestern," sagte das Weib. „Vielleicht weiß eine von den andern, wo er ist. Ich will dir einen Wagen geben, dann kommst du noch heute abend dort an. Aber bis zu der nächsten sind es dreihundert Meilen."

Der Mann fuhr ab und kam auch richtig am Abend an. Als er den Ort erreicht hatte, stand das Weib auch am Brunnen und holte Wasser mit ihrer Nase herauf.

„Guten Abend, Mutter," sagte der Mann.

„Guten Abend," sagte auch das Weib. „Mich hat seit hundert Jahren niemand mehr Mutter geheißen," sagte sie.

„Kann ich hier übernachten?" fragte der Mann.

„Nein," sagte das Weib.

Doch der Mann nahm die Rolle Tabak aus seinem Sack und gab ihr eine Prise auf den Rücken ihrer Hand. Da wurde die Alte so lustig, daß sie vor lauter Freude herumtanzte; und der Mann bekam die Erlaubnis, dazubleiben. Doch sogleich fragte der Mann nach dem Bauern Wetterbart. Nein, von dem wisse sie nichts, sagte sie, aber ihr seien alle Fische untertan, und vielleicht könne einer von ihnen Auskunft geben. Hierauf rief sie die Fische mit ihrer Pfeife herbei und fragte sie aus. Aber keiner von allen wußte etwas vom Bauern Wetterbart.

„Nun, ich habe noch eine Schwester," sagte das Weib. „Vielleicht weiß sie etwas von ihm. Sie wohnt sechshundert Meilen von hier, aber ich will dir einen Wagen geben, dann kannst du heute abend noch hinkommen."

Der Mann fuhr ab und kam noch am Abend an, als das Weib eben das Feuer schürte, und zwar mit ihrer Nase, so lang war diese.



„Guten Abend, Mutter," sagte der Mann.

„Guten Abend," sagte das Weib. „Ach, mich hat seit hundert Jahren niemand mehr Mutter genannt."

„Kann ich hier übernachten?" fragte der Mann.

„Nein," antwortete die Frau.

Der Mann aber nahm die Tabakrolle heraus und streute der Frau eine Menge Schnupftabak auf den Rücken ihrer Hand; da wurde das Weib so vergnügt, daß sie vor lauter Freude umhertanzte; nun solle der Mann auch sein Nachtquartier bekommen, sagte sie. Der Mann fragte gleich nach dem Bauern Wetterbart. Da sagte die Frau, sie wisse nichts von ihm, aber ihr seien alle Vögel untertan, und sogleich pfiff sie die Vögel mit ihrer Pfeife herbei. Nachdem sie alle ausgefragt hatte, vermißte sie den Adler; nach einer kleinen Weile kam er angeflogen, und als das Weib ihn fragte, sagte er: „Ja, ich komme eben von dem Bauern Wetterbart."

Nun befahl ihm das Weib, den Mann hinzuführen. Aber der Adler verlangte zuerst etwas zu essen, und dann wollte er sich bis zum nächsten Tag ausruhen; er sagte, er sei zu müde von dem weiten Weg und könne sich fast nicht mehr vom Boden erheben.

Nachdem der Adler wohlgesättigt war und sich ausgeruht hatte, riß ihm das Weib eine Schwanzfeder aus und setzte den Mann an deren Stelle; dann flog der Adler mit ihm fort, aber sie erreichten den Bauern Wetterbart nicht vor Mitternacht. Als sie ankamen, sagte der Adler:

„Es liegt allerlei Gesindel und viele Aasvögel vor der Tür, aber du brauchst dich nicht davor zu fürchten. Drinnen schlafen alle so fest, daß sie nicht aufwachen. Du aber mußt gleich an die Tischlade gehen und drei Brotbrocken herausnehmen, und wenn du etwas schnarchen hörst, zieh ihm drei Federn aus dem Kopf; er wacht nicht davon auf."



Der Mann tat, wie ihm geheißen wurde; und nachdem er die Brotbrocken genommen hatte, riß er dem Schnarchenden eine Feder aus.

„Au!“ schrie der Bauer Wetterbart.

Dann riß er ihm noch eine Feder aus, und „Au!“ schrie der Bauer Wetterbart noch einmal. Als er ihm aber die dritte herausriß, brüllte der Bauer Wetterbart so fürchterlich, daß der Mann meinte, die Wände und Mauern müßten einstürzen; der Bauer Wetterbart aber schlief dennoch ruhig weiter. Hierauf sagte der Adler dem Manne, was er noch weiter tun müsse, und der Mann tat es. Er ging an die Stall-tür, und da stieß sein Fuß gegen einen Feldstein; den hob er auf, und darunter lagen drei Hobelspäne, diese hob er auch auf. Dann klopfte er an die Stalltür, die sofort aufging. Hier ließ er die drei Brotbrocken fallen, da kam ein Hase herbei und fraß sie. Den Hasen nahm der Mann mit, und der Adler befahl nun dem Manne, ihm aus seinem Schwanze drei Federn auszureißen, und sich dann selbst mit dem Hasen, dem Stein und den Hobelspänen an deren Stelle zu setzen, damit er ihn nach Hause bringen könne.

Nachdem der Adler eine gute Strecke geflogen war, ließ er sich auf einem Stein nieder.

„Siehst du etwas?“ fragte er.

„Ja, ich sehe eine Schar Krähen, die hinter uns herfliegt,“ sagte der Mann.

„Dann können wir noch eine Strecke weiter,“ sagte der Adler und flog wieder davon.

Nach einer Weile fragte der Adler: „Siehst du jetzt etwas?“

„Ja,“ sagte der Mann. „Jetzt sind sie dicht hinter uns.“

„Wirf die drei Federn hinunter, die du dem Bauer Wetterbart aus dem Kopf gerissen hast!“ rief der Adler.

Der Mann tat, wie ihm geheißen wurde, und in dem Augen-

blick, wo er die Federn losließ, wurden sie zu einer ganzen Schar Raben, die die Krähen wieder heimjagten.

Dann flog der Adler mit dem Manne weiter; schließlich setzte er sich auf einen Stein, um sich auszuruhen.

„Siehst du etwas?" fragte er.

„Ganz sicher bin ich nicht," antwortete der Mann, „aber ich glaube, ich sehe in der Ferne etwas auftauchen."

„Dann können wir noch eine Strecke weiterfliegen," sagte der Adler.

„Siehst du jetzt etwas?" fragte er nach einer Weile wieder.

„Ja, jetzt ist er dicht hinter uns," sagte der Mann.

„Wirf die Hobelspäne hinunter, die du unter dem Feldstein bei der Stalltür gefunden hast."

Der Mann tat es, und in dem Augenblick, wo er sie losließ, wuchs ein großer, dichter Wald heran, so daß Bauer Wetterbart umkehren mußte, um sich Gerätschaften zu holen, mit denen er sich einen Weg bahnen könnte. Der Adler flog wieder eine gute Strecke, aber dann wurde er müde und setzte sich auf einen Tannenbaum.

„Siehst du etwas?" fragte er.

„Ganz sicher bin ich nicht," antwortete der Mann, „aber draußen in der Ferne meine ich etwas wahrzunehmen."

„Dann können wir noch eine Strecke weiter," sagte der Adler und flog rasch davon.

„Siehst du jetzt etwas?" fragte er nach einer Weile wieder.

„Ja, jetzt ist er dicht hinter uns."

„Wirf den Feldstein hinunter, den du an der Stalltüre aufgehoben hast!" befahl der Adler.

Der Mann tat es, und gleich wurde der Stein zu einem großen, hohen Gebirge, durch das sich Bauer Wetterbart erst hindurchbrechen mußte. Und als er bis in die Mitte des Gebirges hindurchgekommen



war, brach er sich ein Bein, da mußte er umkehren, um es wieder heil werden zu lassen.

Aber während dies geschah, flog der Adler mit dem Mann und dem Hasen nach Hause; und als sie seine Heimat erreicht hatten, ging der Mann auf den Kirchhof und streute geweihte Erde auf den Hasen; da verwandelte sich der Hase in seinen Sohn Hans.

Als die Zeit des Jahrmarkts herbeikam, verwandelte sich der Junge in einen Rappen und bat den Vater, mit ihm auf den Markt zu gehen.

„Wenn einer kommt und mich kaufen will, dann sage, du verlangest hundert Taler für mich; aber du darfst nicht vergessen, mir die Halfter abzunehmen, sonst komme ich nie wieder von Bauer Wetterbart los, denn er ist es, der kommt und mich kaufen will," sagte er.

Es ging genau, wie der Sohn gesagt hatte. Ein Pferdehändler kam daher, der große Lust zu dem Pferd hatte, und der Mann bekam hundert Taler dafür; aber als der Handel geschlossen war und der Vater das Geld erhalten hatte, wollte der Pferdehändler auch die Halfter.

„Nein, die ist nicht in den Handel mit eingeschlossen," sagte der Mann. „Die Halfter bekommst du nicht, denn ich habe noch mehr Pferde, die ich zu Markte bringen will."

Hierauf gingen beide ihres Weges. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, da verwandelte sich Hans wieder in seine wahre Gestalt, und als der Vater heimkam, saß er schon auf der Ofenbank.

Am nächsten Tag verwandelte sich Hans in ein braunes Pferd und sagte zu dem Vater, er solle mit ihm auf den Jahrmarkt gehen.

„Wenn dann einer kommt und mich kaufen will, mußt du zweihundert Taler für mich verlangen, denn er gibt sie dir, ja, er läßt dir sogar noch einen Trunk vorsetzen. Aber ob du trinkst, oder was

du sonst tun magst, — vergiß ja nicht, mir die Halfter abzunehmen, sonst siehst du mich nie wieder," sagte Hans.

Nun, es ging, wie Hans gesagt hatte. Der Vater erhielt die zweihundert Taler für das Pferd und einen Trunk obendrein; und erst im allerletzten Augenblick, gerade als die beiden sich trennten, fiel dem Vater zum Glück noch die Halfter ein. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, da verwandelte sich der Junge, und als der Vater heimkam, saß Hans schon auf der Ofenbank.

Am dritten Tag ging es genau wie an den vorhergehenden. Der Junge verwandelte sich in ein großes kohlrabenschwarzes Pferd und sagte zum Vater, es werde einer kommen, der ihm dreihundert Taler bieten und ihm nachher noch fleißig einschenken würde; aber was er auch tue, oder wieviel er auch trinke, er solle ja nicht vergessen, dem Pferd die Halfter abzunehmen, sonst komme sein Hans von dem Bauern Wetterbart sein Leben lang nicht wieder los.

„Nein, ich werde es gewiß nicht vergessen," sagte der Vater.

Als er auf den Markt kam, erhielt er richtig die dreihundert Taler; aber Bauer Wetterbart schenkte ihm so fleißig ein, daß er die Halfter vergaß, und so zog Bauer Wetterbart mit dem Pferde ab. Als sie eine Strecke zurückgelegt hatten, wollte Bauer Wetterbart noch mehr Branntwein trinken. Er setzte dem Pferd einen Eimer voll glühender Nägel unter die Nase und einen Trog voll Hafer unter das Hinterteil, die Halfter hing er an einen Pfahl, und dann ging er zu dem Wirt in die Gaststube hinein. Das Pferd stand draußen, stampfte und schlug aus, schnaubte und wieherte. Da kam eine Magd herbei, der tat das Pferd leid.

„Armer Kerl!" sagte sie. „Was hast du für einen Herrn, der dich so behandelt!" sagte sie und zog die Halfter aus dem Pfahl heraus, damit das Pferd sich umdrehen und den Hafer fressen könnte.

„Das Pferd gehört mir!“ rief Bauer Wetterbart, der in diesem Augenblick zur Tür herausgestürzt kam.

Aber das Pferd hatte schon die Halfter abgerissen; es warf sich in den Gänseteich und verwandelte sich augenblicklich in einen kleinen Fisch. Bauer Wetterbart aber hinter ihm her verwandelte sich in einen großen Hecht. Da verwandelte sich Hans in eine Taube; Bauer Wetterbart sich aber in einen Habicht; und dann jagte er hinter der Taube her. Doch im Königsschloß stand eine Prinzessin am Fenster, diese sah die Verfolgung der Taube mit an.

„Wenn du so klug wärest wie ich, dann flögst du zu mir herein!“ rief die Prinzessin der Taube zu.

Die Taube stürzte zum Fenster herein und verwandelte sich in den Hans; der erzählte der Prinzessin, wie sich die Sache verhielt.

„Verwandle dich in einen goldenen Ring und stecke dich mir an den Finger!“ rief die Prinzessin.

„Nein, das nützt nichts,“ sagte Hans. „Denn dann läßt Bauer Wetterbart den König krank werden, und kein Doktor kann ihn heilen, bis Bauer Wetterbart kommt; der aber verlangt für die Heilung den goldenen Ring.“

„Ich werde sagen, ich hätte ihn von meiner Mutter geerbt und wolle ihn nicht hergeben,“ sagte die Prinzessin.

So verwandelte sich also Hans in einen goldenen Ring und steckte sich der Prinzessin an den Finger; da konnte ihn Bauer Wetterbart nicht wegnehmen. Aber dann ging es, wie der Junge gesagt hatte: Der König wurde krank, und kein Doktor konnte ihn heilen, bis Bauer Wetterbart kam; der aber verlangte für die Heilung den Ring, den die Prinzessin am Finger trage. Der König schickte zu der Prinzessin um den Ring, sie aber sagte, sie wolle ihn nicht hergeben, denn sie habe ihn von ihrer Mutter geerbt. Als der König

dies hörte, wurde er böse und sagte, er wolle den Ring, gleichviel von wem sie ihn geerbt habe.

„Ja, das hilft nichts, wenn du auch noch so böse wirst,“ sagte die Prinzessin, „denn ich kann den Ring nicht abnehmen. Wenn du den Ring willst, mußt du mir auch den Finger nehmen.“

„Ich will Euch helfen, dann wird der Ring schon abgehen,“ sagte Bauer Wetterbart.

„Nein, nein, ich danke, dann will ich es lieber selbst versuchen!“ rief die Prinzessin.

Sie trat an den Kamin und streute Asche darauf; da ging der Ring ab und verlor sich in der Asche. Bauer Wetterbart verwandelte sich in einen Hahn, der scharrte und kratzte im Kamin, daß ihm die Asche um die Ohren stob. Aber Hans verwandelte sich in einen Fuchs und biß dem Hahn den Kopf ab; und wenn der Teufel in dem Bauer Wetterbart gewesen ist, dann war es jetzt aus mit ihm.

Undank ist der Welt Lohn

Es war einmal ein Mann, der ging in den Wald und wollte Stangen schlagen. Aber die Bäume waren nirgends so lang und gerade und schön, wie er sie haben wollte, bis er hoch hinauf an eine mit Steinen übersäte Berglehne kam. Da hörte er ein Jammern und Schreien, als wenn ein Mensch in Todesgefahr wäre. Er ging weiter, um zu sehen, was sich da zutrüge, und ob jemand Hilfe brauche. Jetzt merkte er, daß die Stimme unter einer großen Steinplatte hervorkam, die mitten zwischen dem Geröll lag; die Platte aber war so schwer, daß viele Männer nötig gewesen wären, sie aufzuheben. Der Mann ging wieder in den Wald hinunter und hieb einen Baum um, aus dem er eine Hebestange machte, und damit hob er die Steinplatte auf. Unter dieser kam ein Drache hervor, der wollte den Mann auffressen. Aber der Mann sagte, er habe dem Drachen das Leben gerettet, und es sei der schwärzeste Undank, wenn der ihn fressen wolle.

„Das ist wohl möglich," sagte der Drache: „aber du kannst dir doch wohl denken, daß ich hungrig bin, da ich seit hundert Jahren da unten gelegen und kein Fleisch geschmeckt habe, und Undank ist der Welt Lohn."

Der Mann bat den Drachen so recht herzlich um sein Leben, und schließlich kamen sie überein, sie wollten den ersten, der des Weges daherkomme, zum Schiedsrichter wählen; wenn der anders urteile, solle der Mann sein Leben nicht verlieren, wenn er aber dasselbe sage, dürfe der Drache den Mann fressen.

7*

Der erste, der kam, war ein alter Hund, der auf dem Weg unten auftauchte. Ihn redeten die beiden an, und er sollte der Schiedsrichter sein.

„Gott ist mein Zeuge, ich habe meinem Herrn treu gedient, seit ich ein ganz junges Hündchen war," sagte der Hund. „Ich habe manche Nacht und viele Stunden lang gewacht, während er ruhig in seinem Bette schlief, und ich habe mehr als einmal Hof und Gut vor Feuer und Diebeshand bewahrt. Aber jetzt kann ich nicht mehr sehen und auch nicht mehr hören, und jetzt will er mich erschießen, deshalb war ich gezwungen, davonzulaufen und den Hof hinter mir zu lassen, um mich durchzubetteln, bis ich endlich Hungers sterbe. Nein, Undank ist der Welt Lohn," sagte der Hund.

„Also fresse ich dich!" rief der Drache und wollte wieder den Mann verschlingen. Aber der Mann bat so inständig um sein Leben, daß sie überein kamen, der nächste, der komme, solle Schiedsrichter sein: sage der dasselbe wie der Drache und der Hund, dann solle der Drache den Mann fressen und ein leckeres Mahl aus Menschenfleisch halten dürfen, sage er das aber nicht, dann solle der Mann mit dem Leben davon kommen.

Nun kam ein altes Pferd unten auf dem Wege dahergehinkt. Ihm teilten die beiden ihr Anliegen mit und baten es, Recht zwischen ihnen zu sprechen. Ja, das solle es tun.

„Jetzt habe ich meinem Herrn gedient, solange ich tragen und ziehen kann," sagte das Pferd. „Ich habe mich abgeschunden und abgerackert, daß mir der Schweiß von allen Haaren tropfte, und ich habe treu ausgehalten, bis ich vor Arbeit und Alter steif und ungelenk und gichtbrüchig geworden bin. Jetzt tauge ich zu nichts mehr, und nun soll ich eine Kugel bekommen," sagte es. „Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn," sagte das Pferd.



„Also, dann fresse ich dich!“ sagte der Drache. Er riß den Rachen weit auf und wollte den Mann verschlingen. Aber der flehte wieder so herzinniglich um sein Leben.

Doch der Drache wollte einen Bissen Menschenfleisch; er war so hungrig, daß er sich nicht mehr zurückhalten konnte.

„Sieh, da kommt einer, der sieht aus, als sei er als Richter ausgesandt,“ sagte der Mann. Reineke Fuchs kam zwischen dem Geröll dahergeschlichen. „Aller guten Dinge sind drei,“ sagte der Mann. „Laß mich den auch noch fragen, und wenn er wie die andern urteilt, darfst du mich auf der Stelle verschlingen,“ sagte er zu dem Drachen.

„Na, meinetwegen,“ sagte der Drache. Er habe auch gehört, daß aller guten Dinge drei seien; und so möge es dabei bleiben.

Der Mann sagte dem Fuchs dasselbe wie den beiden andern. „So, so,“ sagte der Fuchs; aber dann nahm er den Mann ein wenig auf die Seite.

„Was gibst du mir zur Belohnung, wenn ich dich von dem Drachen befreie?“ flüsterte er ihm ins Ohr.

„Du darfst mit mir nach Hause gehen und sollst jeden Donnerstag abend Herr über meine Hühner und Gänse sein,“ sagte der Mann.

„Ja, da muß der Augenschein entscheiden, mein lieber Drache,“ sagte der Fuchs. „Es will mir gar nicht in den Kopf, daß du, ein so großes, gewaltiges Tier, dort unter der Steinplatte Platz gehabt haben solltest.“

„Doch, ich lag da droben und sonnte mich,“ sagte der Drache. „Da kam ein Bergsturz und wälzte die Platte über mich.“

„Das ist wohl möglich,“ sagte Reineke Fuchs, „aber ich kann es nicht verstehen, und ich glaube es auch nicht, bis ich es gesehen habe,“ sagte er.

„Dann müssen wir die Probe machen,“ sagte der Mann; und

der Drache warf sich wieder in das Loch hinein. In diesem Augenblick zog der Mann die Hebestange weg, und die Steinplatte fiel wieder auf den Drachen.

„Lieg nun da bis zum Jüngsten Tag," sagte der Fuchs. „Du wirst doch den Mann nicht verschlingen wollen, der dir das Leben gerettet hat."

Der Drache schrie und jammerte und flehte inständig; aber die beiden gingen davon.

Am ersten Donnerstag abend wollte der Fuchs Herr im Hühnerstall sein und versteckte sich hinter einem Bretterhaufen, der da lag. Als die Magd den Hühnern Futter geben wollte, schlüpfte der Fuchs mit hinein. Sie bemerkte es nicht und sah ihn auch nicht, und sie war noch nicht ganz draußen, da biß er auf acht Tage Hühner tot und fraß so viele davon, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Als die Magd am nächsten Morgen wieder kam, lag der Fuchs in der Morgensonne, streckte alle viere von sich und schnarchte laut. Er war rund gestopft und voll wie eine Wurst.

Die Magd eilte zu der Hausfrau, und sie und alle Mägde kamen mit Pfählen und Stangen und hieben so auf Reineke Fuchs los, daß sie ihn fast totschlugen; aber als es beinahe Matthäi am letzten mit ihm war und sie meinten, er komme nun nicht mehr davon, da fand Reineke ein Loch im Bretterboden, durch das witschte er hinaus und hinkte dem Walde zu.



„Au au! Undank ist der Welt Lohn, das ist gewißlich wahr," sagte Reineke Fuchs.

Röderev und Aschenbrödel

Es war einmal ein König, der hatte viele hundert Schafe und viele hundert Geißen und Kühe, und viele hundert Pferde hatte er auch und Gold und Silber in großen Haufen. Aber doch war er so traurig, daß er sich seinem Volke fast nie zeigen und noch weniger mit ihm reden wollte. So war er seit dem Tage, wo seine jüngste Tochter verschwunden war; wenn er sie aber auch nicht verloren hätte, so wäre es trotzdem schon schlimm genug gewesen, denn sie war ein Troll, der immerfort Unheil anstellte und allerlei Schabernack trieb, so daß die Leute sich kaum noch aufs Schloß wagten; oftmals ließ sie alle Pferde los, daß sie die Äcker und Wiesen zertraten und das Getreide auffraßen; ein anderes Mal riß sie den Enten und Gänsen des Königs die Köpfe ab, und wieder ein anderes Mal brachte sie die Kühe im Stalle um; dann wieder trieb sie die Schafe und die Geißen in die Berge hinaus, und so oft man im Teiche fischen wollte, waren alle Fische ans Land getrieben.

Aber nun wohnten da ein paar alte Leute, die hatten drei Söhne; der eine hieß Peter, der zweite Paul, und den dritten, der Esben hieß, nannte man nur den Aschenbrödel, weil er immer hinter dem Ofen hockte und in der Asche wühlte.

Es waren lauter brave Burschen, aber Peter, der älteste, war der bravste, und der sagte zu dem Vater: „Ach, laß mich doch in die Welt hinausziehen und mein Glück versuchen!“

„Ja ja, ich erlaube es dir; spät ist besser als nie, mein Junge," sagte der Vater. Peter bekam also Branntwein in seine Flasche und Mundvorrat in die Tasche, und dann zog er ab und wanderte den Hügel hinunter. Nachdem er eine Weile gegangen war, begegnete er einem alten Weibe, die am Wege auf dem Boden lag.

„Ach, mein lieber Junge, gib mir doch nur einen Bissen Brot!" sagte das Weib.

Aber Peter sah kaum nach der Seite hin, wo die Frau lag; er warf nur den Kopf zurück und ging weiter.



„Ja ja," sagte die Frau, „geh nur hin, du wirst schon sehen: es geht, wie es geht."

Peter wanderte lange weiter und weiter, bis er vor dem Königsschlosse ankam. Der König stand auf dem Söller und streute den Hühnern Futter hin.

„Schön guten Abend, Herr König," sagte Peter.

„Luck, luck, luck, luck, luck — — —!" lockte der König und streute Samenkörner nach Osten und Westen, kümmerte sich aber gar nicht um Peter.

„Ja, steh du nur da und streue Körner aus und gackere wie die Hühner, bis ein Bär

aus dir wird!“ sagte Peter vor sich hin. „Ich werde gewiß nicht mit dir reden,“ dachte er weiter; und damit ging er in die Küche und warf sich wie ein rechter Protz auf die Bank.

„Was bist du für ein Flegel?“ sagte die Küchenmagd; denn Peter hatte noch nicht einmal einen Bart. Das kam Peter wie Spott und Hohn vor, und so prügelte er die Küchenmagd; aber da kam der König dazu; der ließ Peter drei rote Riemen aus dem Rücken schneiden und Salz hineinstreuen, und dann schickte er ihn auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder heim.

Als Peter wieder daheim saß, wollte Paul hinausziehen. Nun ja, er bekam Branntwein in die Flasche und Mundvorrat in die Tasche; dann zog er ab und wanderte den Hügel hinunter. Auf dem Wege traf er das Weib, das um einen Bissen Brot bettelte; aber er ging an ihr vorüber und gab ihr nicht einmal eine Antwort, und auf dem Königsschlosse ging es ihm um kein Haar besser als Peter. Der König sagte luck, luck, die Küchenmagd nannte ihn einen flegelhaften Jungen, und als er sie dafür durchprügeln wollte, kam der König mit dem Metzgermesser, schnitt ihm drei rote Riemen aus dem Rücken, streute glühende Asche hinein und schickte ihn mit wundem Rücken wieder heim.

Jetzt kroch der Aschenbrödel aus seinem Winkel hervor und begann sich zu schütteln; am ersten Tag kratzte er sich die Asche ab, am zweiten wusch und kämmte er sich, und am dritten zog er seine Sonntagskleider an.

„Nein, seh einer an!“ rief Peter. „Jetzt scheint hier eine neue Sonne! Du willst wohl nach dem Königsschlosse und die Königstochter und das halbe Königreich gewinnen? Aber bleib du nur in der Asche liegen,“ sagte er. Doch Aschenbrödel hörte nichts auf diesem Ohre, er ging zum Vater hinein und bat, in die weite Welt hinausziehen zu dürfen.

„Was willst du denn draußen in der Welt?“ fragte der Alte. „Peter und Paul ist es nicht gut gegangen; wie soll es da dir ergehen?“

Aber Aschenbrödel ließ nicht nach mit Bitten, bis er gehen durfte.

Die Brüder wollten ihm keinen Mundvorrat gönnen; aber die Mutter gab ihm eine Käserinde und einen Fleischknochen, und damit trottete Aschenbrödel davon. Er hatte keine Eile, denn er dachte: „Du kommst immer noch zu rechter Zeit, jetzt hast du den ganzen Tag vor dir, und wenn dir das Glück gnädig ist, geht später der Mond auf.“ Er setzte also gemächlich einen Fuß vor den andern, ruhte auf den Hügeln ein wenig aus und sah sich wohl um auf dem Wege. So kam er schließlich auch an die Stelle, wo die alte Frau am Wegrand lag.

„Du armer alter Tropf, du bist wohl hungrig?“ fragte Aschenbrödel.

„Ja, ja, so ist es,“ klagte das Weib.

„Nun, dann muß ich mit dir teilen,“ sagte Aschenbrödel und gab ihr die Käserinde.

„Frierst du auch?“ fragte Aschenbrödel; denn er sah, daß sie mit den Zähnen klapperte. „Hier, nimm meine alte Juppe: die Ärmel und der Rücken sind zwar sehr mitgenommen, aber als sie neu war, ist sie ein gutes Kleidungsstück gewesen.“

„Wart ein wenig,“ sagte das Weib, während es in die Tasche griff. „Hier hast du einen alten Schlüssel. Ich habe weder etwas Besseres noch etwas Geringeres, was ich dir geben könnte: aber wenn du durch den Schlüsselring siehst, kannst du alles sehen, was du nur willst.“

Als Aschenbrödel das Königsschloß erreicht hatte, war die Küchen-


TK.

magd eben beim Wassertragen, mit dem sie sich sehr abmühte. „Das ist zu schwer für dich,“ sagte Aschenbrödel, „es ist gerade eine Arbeit für mich,“ sagte er.

Wer sehr froh darüber war, das war die Küchenmagd, und späterhin ließ sie den Burschen immer den Suppentopf ausscharren; aber schon nach kurzer Zeit verschaffte ihm diese Gunst viele Feinde; die verleumdeten ihn beim König und sagten, er habe behauptet, daß er dies und jenes tun könne.

Eines Tages kam der König herbei und fragte Aschenbrödel, ob es wahr sei, daß er imstande sei, die Fische im Teiche zusammenzuhalten, daß ihnen der Troll nicht schaden könne. „Sie behaupten, du habest das gesagt,“ sagte der König.

„Nein, ich habe es nicht gesagt,“ erwiderte Aschenbrödel, „aber wenn ich es gesagt hätte, dann könnte ich es auch.“

Ja, wie es sich nun auch verhalte, er müsse es jetzt jedenfalls probieren, falls er mit heilem Rücken davonkommen wolle, sagte der König.

Nun ja, dann wolle er es probieren, sagte Aschenbrödel, denn er habe keine Lust, mit roten Riemen unter der Juppe herumzugehen, sagte er.

Am Abend schaute Aschenbrödel durch seinen Schlüsselring hindurch; und da sah er, daß sich der Troll vor Thymian fürchtete. Er riß nun in aller Eile so viel Thymian aus, wie er finden konnte, streute einen Teil davon ins Wasser, den andern aufs Land und den Rest auf das Ufer des Teiches.

Nun mußte der Troll die Fische in Ruhe lassen; aber jetzt mußten die Schafe dafür entgelten: der Troll jagte sie die ganze Nacht über alle Berge und Felsen.

Nun aber hatten einige von den andern Dienstleuten ihm wieder

eine Suppe eingebrockt und zu dem König gesagt, Aschenbrödel könne auch für das Vieh Hilfe schaffen, wenn er nur wollte; er habe es behauptet, das sei ganz gewiß.

Der König ging also wieder zu ihm und sagte dasselbe wie beim ersten Male, und er drohte ihm, daß er ihm drei rote Riemen aus dem Rücken schneiden lasse, wenn er es nicht tue.

Für Aschenbrödel gab es also keinen andern Ausweg; er meinte freilich, es sei ganz schön und gut, wenn man des Königs Uniform trage, aber er wolle sie doch lieber entbehren, wenn er die eigene Haut dazu hergeben müßte.

Er nahm also seine Zuflucht wieder zu dem Thymian, aber er wurde gar nicht fertig; zwar befestigte er den Thymian an den Schafen, aber sie fraßen ihn einander weg, und er mußte sich sputen und plagen, denn die Schafe fraßen den Thymian viel schneller weg, als er ihn anbinden konnte. Schließlich machte er eine Salbe aus Thymian und Teer und schmierte die Schafe damit ein, und nun fraßen sie einander nichts mehr weg. Hierauf wurden die Kühe und Pferde auch mit der Thymiansalbe eingerieben, und dann hatten sie Ruhe vor dem Troll.

Aber eines Tages, als der König auf der Jagd war, verirrte er sich im Walde. Er ritt viele Tage umher ohne Speise und Trank, und seine Kleider wurden im Dickicht so übel zugerichtet, daß er schließlich fast keinen Fetzen mehr auf dem Leibe hatte. Dann kam der Troll herbei und sagte, wenn er das erste bekomme, was dem König nach seinem Eintritt auf sein eigenes Gebiet begegne, dann wolle er ihn wieder auf sein Schloß zurückkehren lassen. Ja, der König versprach es, denn er dachte, das erste werde wohl sein kleiner Hund sein, der ihm immer mit lustigen Sprüngen und freudigem Gebell entgegenlief. Aber als er dem Schloß so nahe war, daß man ihn von dort aus

sehen konnte, kam ihm die älteste Königstochter mit allen seinen Leuten hinter sich entgegen, um ihn recht feierlich zu empfangen.

Als der König sah, daß seine älteste Tochter die erste war, die ihm entgegenkam, erschrak er so sehr, daß er wie vom Blitz getroffen umfiel, und von dieser Zeit an war er fast immer nur halb zurechnungsfähig.

Am Abend wollte der Troll kommen und die Königstochter holen; sie war wohl geschmückt und saß auf einer Wiese beim Teiche und weinte und rang die Hände. Ein Mann, namens Röderev, sollte sie begleiten; aber er hatte solche Angst, daß er auf eine Tanne hinaufkletterte und sich da versteckte. Plötzlich kam Aschenbrödel daher und setzte sich neben die Königstochter auf die Wiese. Wie man sich denken kann, wurde die Königstochter sehr froh, als sie sah, daß ein Christenmensch das Herz hatte, bei ihr zu bleiben.

„Komm, leg deinen Kopf in meinen Schoß, dann will ich dich lausen," sagte sie. Aschenbrödel tat, was sie ihm gesagt hatte: und während sie ihn lauste, schlief er ein. Da zog sie einen goldenen Ring von ihrem Finger und band ihn in seinem Haar fest.

Plötzlich kam der Troll laut keuchend daher, und er trat so schwer auf, daß man das Krachen und Knacken, wo er im Walde durchbrach, eine ganze Viertelmeile weit vernehmen konnte. Als nun der Troll Röderev sah, der wie ein kleines Eichhörnchen auf der Tanne saß, spuckte er nach ihm und rief so heftig: „Pfui!" daß Röderev mitsamt der Tanne auf den Boden fiel; da lag er nun und zappelte wie ein Fisch auf dem trockenen Land.

„Hu hu!" rief der Troll. „Wenn du hier sitzt und einen Christenmenschen lausest, dann fress' ich dich auf!"

„Pfui!" rief Aschenbrödel, der in diesem Augenblick erwachte, und betrachtete den Troll durch seinen Schlüsselring.

„Hu hu! Was glotzt du mich denn so an!“ sagte der Troll zu Aschenbrödel. „Hu hu!“ Dann schleuderte er seine Eisenstange nach ihm, daß sie fünfzehn Ellen tief in den Berg hineinfuhr; aber Aschenbrödel war hurtig und gewandt, und in dem Augenblick, wo der Troll die Stange schleuderte, wich er zur Seite.

„Pfui! Du wirfst wie ein Weib!“ rief Aschenbrödel. „Gib deinen Zahnstocher her, dann sollst du sehen, wie man werfen kann.“ Der Troll riß die Stange mit einem Ruck wieder heraus; die Stange aber war so groß wie drei Heckenpfähle. Inzwischen schaute sich Aschenbrödel aufmerksam den Himmel im Norden und Süden an.

„Hu hu, wonach glotzt du jetzt wieder?“ fragte der Troll.

„Ich sehe mich um, nach welchem Sterne ich werfen soll,“ sagte Aschenbrödel. „Siehst du den ganz winzig kleinen dort im Norden? Auf den ziele ich,“ sagte er.

„Nein, laß ihn, wo er ist,“ sagte der Troll. „Du darfst meine Eisenstange nicht wegwerfen.“

„Nun, dann muß ich sie dir eben wiedergeben,“ sagte Aschenbrödel. „Aber vielleicht würde es dir besser gefallen, wenn ich dich selbst geschwind auf den Mond hinaufschleuderte?“ sagte er.

Nein, das wollte der Troll auch nicht.

„Ja, aber Blindekuh? Hättest du nicht Lust, Blindekuh zu spielen?“ fragte Aschenbrödel.

Doch, das könnte ganz hübsch sein, meinte der Troll. „Aber du mußt sie zuerst machen,“ sagte er zu Aschenbrödel.

„Jawohl, recht gerne,“ antwortete dieser. „Das richtigste wäre jedoch, wenn wir abzählten, dann kann keiner dem andern etwas vorwerfen.“

Nun ja, so sollte es sein. Und nun kann man sich wohl denken, wie es kam. Aschenbrödel richtete es so ein, daß dem Troll die Augen


TK

verbunden wurden und er zuerst auf die Suche gehen mußte. Aber da hättet ihr den Troll als Blindekuh sehen sollen! Hei! wie er am Waldrand umherlief; er fuhr herum, rannte gegen Baumstümpfe, daß die Splitter flogen und es nur so krachte.

„Hu hu! Da mag der Teufel noch länger Blindekuh sein!“ schrie der Troll, so wild war er.

„Wart ein wenig,“ sagte Aschenbrödel, „dann will ich mich ganz ruhig hinstellen und rufen, bis du mich fängst. Inzwischen aber nahm er eine Hechel und lief auf die andere Seite des Sees, der ganz grundlos war. „Komm jetzt, hier stehe ich!“ schrie Aschenbrödel.

„Sind dort umgestürzte Bäume und Wald?“ fragte der Troll.

„Du hörst doch, daß hier kein Wald ist!“ rief Aschenbrödel, und er schwor darauf, daß da weder Wald noch Baumstümpfe seien. „Komm jetzt!“ Der Troll lief also wieder zu. — Plumps! ertönte es; der Troll lag im Teich, und Aschenbrödel hieb ihm mit der Hechel in die Augen, so oft er den Kopf übers Wasser erhob.

Nun bat der Troll so jämmerlich um sein Leben, daß er dem Burschen leid tat; aber zuerst mußte er auf die Prinzessin verzichten, und auch die andere herbeischaffen, die er früher geholt hatte, sowie versprechen, daß er Menschen und Vieh in Ruhe lassen wollte; dann erst ließ Aschenbrödel ihn frei, und der Troll kroch wieder in seinen Berg hinein. Da war plötzlich der Bursche Röderev wieder da; er stieg von der Tanne herunter, führte die Prinzessin ins Schloß zurück und zwang sie mit Drohen, zu sagen, daß er der gewesen sei, der sie gerettet habe. Dann schlich er sich hinaus und nahm auch die andere Prinzessin in Empfang, nachdem Aschenbrödel sie in den Garten hineingelassen hatte.

Nun war solche Freude im Königsschlosse, daß es weit und breit im ganzen Lande bekannt wurde, und Röderev wollte mit der jüngsten Tochter Hochzeit machen.

Ja, alles war recht und gut, und doch war es nicht so ganz gut; denn mitten in aller Freude war der Troll in die Erde hineingedrungen und hatte alle Wasserläufe verstopft. „Wenn ich kein anderes Unheil anstiften kann," dachte er, „dann sollen sie wenigstens kein Wasser haben, um die Hochzeitssuppe zu kochen." Nun blieb nichts anderes übrig, als daß man wieder nach Aschenbrödel schickte. Er verlangte eine fünfzehn Ellen lange Eisenstange, die von sechs Schmieden rotglühend gemacht werden sollte. Hierauf sah er durch seinen Schlüsselring; da konnte er den Troll ebensogut unter wie über der Erde sehen, und er stieß die glühende Eisenstange durch den Erdboden hindurch dem Troll in den Rücken hinein, daß es viele Meilen weit nach verbrannten Knochen roch.

„Hu hu!" schrie der Troll. „Laß mich los!" Und plötzlich sprang er durch das Loch heraus; und da war er am ganzen Rücken bis hinauf an den Nacken verbrannt. Aber Aschenbrödel, nicht faul, legte ihn auf eine Stange, die mit Thymian umwunden war, und da mußte er liegen und Aschenbrödel sagen, wo er denn seine Augen wieder herbekommen habe, er habe sie ihm doch mit der Hechel ausgestoßen.

„Ich habe eine Rübe gestohlen, die salbte ich gut mit Salbe ein, dann schnitt ich sie zu, wie ich wollte, und setzte sie mir mit einem großen Nagel ein; und bessere Augen könnte ich keinem Christenmenschen wünschen."

Nun kam der König mit den beiden Prinzessinnen herbei, die den Troll sehen wollten, und Röderev ging so untertänig, daß sein Hinterteil höher als der Nacken stand. Aber da sah der König, daß in Aschenbrödels Haar etwas blinkte.

„Was hast du da?" fragte er.

„Ach, das ist etwas, was deine Tochter mir gab, als ich sie von

8*

dem Troll errettete," antwortete Aschenbrödel. Und nun kam es an den Tag, wie alles zugegangen war.

Röderev jammerte und flehte um Gnade; aber soviel er auch flehte und jammerte, es half alles nichts, er mußte in den Schlangenhof, und da zerbarst er sogleich. Dann töteten sie den Troll, und dann wurde auf der Hochzeit des Aschenbrödel gejubelt und getanzt und getrunken, denn jetzt war er der Hahn im Korb. Er bekam die jüngste Prinzessin und das halbe Königreich.

So schrieb ich denn mein Märchen für dich nieder
Und bring es dir, denn du singst beßre Lieder;
Doch kannst du besser singen nicht als ich,
Dann schäme dich, daß du getadelt mich.

Aschenhans, der die Königstochter zum Lachen brachte

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, und die war so schön, daß sie weit und breit berühmt war. Aber sie war sehr ernst und lachte nie, und überdies war sie so stolz, daß sie allen, die um sie freiten, einen Korb gab, es mochten so vornehme Prinzen und Edelleute sein, wie sie wollten. Der König war schon längst ärgerlich darüber; er meinte, sie könnte doch ebensogut heiraten wie jede andere Prinzessin und habe auf nichts Besonderes zu warten; auch sei sie alt genug, und reicher werde sie auch nicht, denn sie bekomme das halbe Reich mit, das sei ihr mütterliches Erbe.

Deshalb ließ er am Sonntag vor der Kirche bekannt machen, wer seine Tochter zum Lachen bringe, solle sie und das halbe Königreich bekommen. Wer es aber versuche, ohne daß ihm sein Vorhaben gelinge, dem sollten drei rote Riemen aus dem Rücken geschnitten und Salz hineingestreut werden; und so viel ist sicher: bald gab es viele wunde Rücken im Königreiche; denn von Süden und Norden, von Osten und Westen kamen die Freier dahergezogen, und alle meinten, eine Königstochter zum Lachen zu bringen, werde nicht gar so schwer sein! Unter diesen Freiern gab es höchst merkwürdige Kumpane, das ist wahr und gewiß! Aber so viele Hansnarren auch auftraten, und was für Possen sie auch rissen, die Königstochter blieb gleich ernst und unbewegt.

Ganz in der Nähe des Schlosses wohnte ein Mann, der hatte drei Söhne. Diese hörten auch, der König habe ausrufen lassen, wer die Königstochter zum Lachen bringe, solle sie bekommen und das halbe Königreich dazu.

Der älteste wollte sein Heil zuerst versuchen. Er machte sich also auf den Weg, und als er ans Königsschloß kam, sagte er zum König, er wolle versuchen, die Königstochter zum Lachen zu bringen.

„Das wäre schon recht," sagte der König. „Aber es wird wohl wenig nützen, mein guter Mann, es sind schon gar so viele hier gewesen, die sich vergeblich bemüht haben. Meine Tochter ist allzu schweren Gemüts; und ich möchte nicht, daß sich noch mehr Leute ins Unglück stürzten."

Der neue Freier aber meinte, es werde ihm schon gelingen; eine Königstochter zum Lachen zu bringen, könne doch wohl nicht gar so schwer sein. Als er Soldat gewesen sei und unter dem Flügelmann Niels exerziert habe, hätten Offiziere und Gemeine über diesen gelacht.

Hierauf begann er auf dem Hofplatz unter dem Fenster der Prinzessin zu exerzieren wie sein Flügelmann Niels. Aber es half nichts, die Prinzessin blieb ebenso ernst und unbewegt. Da ergriffen ihn die Schergen; die schnitten ihm drei breite Riemen aus dem Rücken und schickten ihn wieder nach Hause.

Als er daheim angekommen war, wollte der zweite Sohn sein Heil versuchen. Dieser war Schulmeister und ein höchst sonderbarer Kauz. Er hinkte, und zwar gewaltig. Den einen Augenblick war er so klein wie ein Schuljunge, aber wenn er sich auf sein langes Bein aufrichtete, war er groß und lang wie ein Riese; und reden konnte er, daß es fleckte.

Als der nach dem Königsschlosse kam und sagte, er wolle die Königstochter zum Lachen bringen, erschien es dem König nicht so

ganz unmöglich, daß es ihm gelinge. „Aber wenn du sie nicht dazu bringst, dann gnade dir Gott! Wir schneiden die Riemen jedesmal breiter.“

Der Schulmeister ging auf den Hof hinaus, stellte sich dort vor das Fenster der Königstochter und machte sieben Pfarrer im Predigen und im Lithurgielesen, sowie sieben Küster im Singen und Vorlesen nach, die alle früher in der Gegend gewesen waren. Der König lachte über den Schulmeister, daß er sich an den Altanpfeilern festhalten mußte, und auch die Königstochter schien schon den Mund zu einem Lächeln verziehen zu wollen; ihr Gesicht war aber doch gleich wieder ernst und unbewegt, und da ging es dem Schulmeister Paul nicht besser als es dem Soldaten Peter gegangen war — sie hießen nämlich Peter und Paul —, die Schergen ergriffen ihn, schnitten ihm drei rote Riemen aus dem Rücken, streuten Salz hinein, und dann schickten sie ihn wieder heim.

Nun wollte sich der jüngste auf den Weg machen, und das war Hans, der Nestkegel, oder Aschenhans. Die Brüder aber lachten ihn aus und zeigten ihm ihre wunden Rücken, und der Vater wollte es ihm nicht erlauben, denn er sagte, es würde ihm doch nichts nützen, da er gar keinen Verstand habe; er könne nichts, er tue nichts, sondern sitze immer nur wie eine Katze auf dem Herde, wühle in der Asche und schnitzle Kienspäne. Aber Aschenhans gab sich nicht zufrieden, er bettelte und bettelte so lange, bis die andern das Gemaule satt hatten; und so bekam er schließlich die Erlaubnis, nach dem Schlosse zu gehen und sein Heil zu versuchen.

Als er auf dem Schlosse ankam, sagte er nicht, daß er die Königstochter zum Lachen bringen wolle, sondern fragte, ob er nicht hier in Dienst treten könne. Nein, es sei keine Stelle frei, lautete die Antwort. Aber Aschenhans gab nicht nach; er sagte, in einem

so großen Hause könne man doch sicher jemand brauchen, der der Küchenmagd Holz und Wasser herbeitrüge. Das erschien dem König nicht so übel; vielleicht hatte er auch die Zudringlichkeit satt, und so wurde denn dem Aschenhans erlaubt, dazubleiben und der Küchenmagd Holz und Wasser herbeizutragen.

Eines Tages, als Aschenhans Wasser am Bache holen sollte, gewahrte er einen großen Fisch, der hing in einer alten Fichtenwurzel, unter der das Wasser weggespült war; vorsichtig stellte Aschenhans seinen Eimer unter den Fisch, und als er damit nach dem Schlosse zurückging, begegnete er einem alten Weib, das eine goldene Gans vor sich hertrieb.

„Guten Tag, Großmutter!“ sagte Aschenhans. „Da habt Ihr einmal einen hübschen Vogel. Und was für prächtige Federn er hat! Die leuchten ja schon aus weiter Ferne! Ja, wer solche Federn hätte, der brauchte keine Kienspäne mehr zu schnitzeln,“ sagte er.

Dem Weib gefiel der Fisch, den Hans in seinem Eimer hatte, und sie sagte, wenn ihr Hans den Fisch geben wolle, solle er die goldene Gans bekommen; die Gans habe aber eine besondere Eigenschaft: Wer sie anrühre, bleibe an ihr hängen, sobald ihr Herr sage: „Willst du mit, so hänge fest!“

Nun ja, auf diesen Tausch wollte Hans gerne eingehen. „Ein Vogel ist ebensogut wie ein Fisch,“ sagte er bei sich. „Wenn es sich so verhält, wie du sagst, kann ich die Gans als Fischangel benutzen,“ sagte er zu der Frau und war mit der Gans sehr zufrieden. Er war noch nicht weit gegangen, als er wieder einer alten Frau begegnete. Als diese die schöne goldene Gans sah, trat sie näher, um sie zu befühlen. Sie lobte und pries die Gans über die Maßen, und schließlich bat sie, ob sie die wunderschöne goldene Gans nicht ein wenig streicheln dürfe.

„Doch, das darfst du," antwortete Aschenhans, „aber du darfst ihr keine Federn ausrupfen."

In dem Augenblick jedoch, wo die Frau die Gans streichelte, sagte Hans: „Willst du mit, so hänge fest."

Die alte Frau riß und zerrte; aber sie wurde mit fortgezogen, ob sie wollte oder nicht, und Aschenhans ging voraus, als sei er ganz allein mit der goldenen Gans. Als er wieder eine Strecke gegangen war, begegnete er einem Mann, der hatte einen Groll auf diese Frau wegen eines Streichs, den sie ihm gespielt hatte. Als er sah, wie vergeblich sie sich abrackerte, um loszukommen, und erkannte, wie fest sie saß, glaubte er ihr zum Dank für den Streich einen Puff versetzen zu können, und so stieß er mit dem Fuß nach ihr.

„Willst du mit, so hänge fest!" rief Aschenhans; und der Mann mußte auf einem Beine hinkend mit, er mochte wollen oder nicht; sobald er aber riß und zerrte, um loszukommen, wurde es immer schlimmer für ihn, denn dann geriet er in Gefahr, mitten drin plötzlich rücklings hinzufallen.

Nun gingen sie eine gute Strecke weiter, bis sie vor dem Königsschlosse ankamen. Da begegneten sie dem Schmied des Königs, der eben in die Schmiede gehen wollte und eine große Zange in der Hand trug. Dieser Schmied war ein lustiger Geselle, stets voller Narrenstreiche und zu allem Schabernack aufgelegt. Als er den hüpfenden, hinkenden Zug daherkommen sah, krümmte er sich zuerst vor Lachen, und dann sagte er:

„Das ist gewiß eine neue Gänseherde für die Prinzessin. Ich möchte wohl wissen, wer da Gänserich und wer Gans ist? Der dort, der ganz vorne watschelt, ist gewiß der Gänserich! Wus! Wus! Wus! Wus! Wus!" lockte er und bewegte die Hand, als wenn er ihnen Körner hinstreute.

Aber die Herde machte nicht Halt — die Frau und der Mann sahen den Schmied nur zornig an, weil er sie verhöhnte.

Da sagte der Schmied: „Es wäre doch lustig, wenn ich die ganze Gänseherde, so viele ihrer sind, festhalten könnte!“ Denn er war ein starker Mann. Und nun packte er den alten Mann von hinten mit der Schmiedezange. Der Mann schrie und wand sich, aber Aschenhans sagte:

„Willst du mit, so hänge fest!“

Da mußte der Schmied auch mit. Er krümmte sich zwar und stemmte die Füße fest auf den Boden, um loszukommen; aber es half nichts: er saß so fest, wie wenn er in den großen Schraubstock in der Schmiede eingeschraubt wäre; und ob er wollte oder nicht, er mußte mittanzen!

Als der Zug nahe beim Schlosse war, fuhr der Hofhund auf sie los und bellte sie an, als seien es Wölfe oder Landstreicher, und als die Königstochter ans Fenster lief, um zu sehen, was es gäbe, und den Aufzug sah, fing sie zu lachen an. Aber Aschenhans war damit noch nicht zufrieden. „Wartet nur, sie wird es schon noch besser lernen!“ sagte er und schlug mit seinem Gefolge den Weg nach der Hinterseite des Schlosses ein.

Sie kamen an der Küche vorüber; da stand die Tür offen, und die Köchin war eben dabei, die Grütze anzurühren. Als diese Aschenhans mit seinem Gefolge erblickte, kam sie mit dem Quirl in der einen Hand und einem Kochlöffel voll rauchender Grütze in der andern zur Tür herausgefahren und bog sich vor Lachen. Als sie dann sah, daß sogar der Schmied dabei war, schlug sie sich auf den Schenkel und lachte aus vollem Halse. Aber nachdem sie sich ordentlich satt gelacht hatte, kam ihr die goldene Gans so wunderschön vor, daß sie sie streicheln wollte.

„Aschenhans, Aschenhans!“ rief sie und lief mit dem Grützenlöffel in der Faust hinterher. „Darf ich den schönen Vogel streicheln, den du da hast?“

„Sie soll lieber mich streicheln,“ sagte der Schmied.

„Ganz wie sie will!“ sagte Aschenhans.

Als die Köchin das hörte, wurde sie zornig. „Was sagst du?“ schrie sie und schlug mit dem Kochlöffel nach dem Schmied.

„Willst du mit, so hänge fest!“ rief Aschenhans. Da saß sie auch schon fest, und so sehr sie auch schalt und riß und zerrte, und wie sie auch tobte, — sie mußte mit. Als sie vor das Fenster der Königstochter kamen, stand diese schon da und wartete auf den Zug: und als sie sah, daß die Köchin mit dem Kochlöffel und dem Quirl noch dazugekommen war, brach sie in helles Gelächter aus und lachte so herzlich, daß der König sie halten mußte. Nun bekam Aschenhans die Prinzessin und das halbe Königreich, und sie feierten eine Hochzeit, von der weit und breit gesprochen wurde.

Gudbrand vom Berge



Es war einmal ein Mann, der hieß Gudbrand; er hatte einen Hof, der weit draußen am Bergabhang lag, und deshalb nannten die Leute den Mann Gudbrand vom Berge. Er und seine Frau lebten sehr glücklich miteinander und so einträchtiglich, daß alles, was der Mann tat, der Frau so wohlgetan vorkam, daß es niemand je hätte besser machen können. Wie er seine Sache auch immer angriff, sie war stets gleich zufrieden damit. Die beiden besaßen ein Stück Ackerland, hatten hundert

Taler in der Truhe liegen, und im Stall standen zwei Kühe im Joch.

Da sagte die Frau eines Tages zu Gudbrand: „Ich meine, wir sollten mit einer Kuh in die Stadt gehen und sie verkaufen, damit wir etwas Taschengeld bekommen; wir sind so brave Leute, daß wir wohl ein paar Groschen in den Händen haben dürften wie andere Leute auch; die hundert Taler in der Truhe wollen wir doch nicht angreifen, und ich weiß nicht, was wir mit mehr als einer Kuh sollen. Und dann ist immer noch der Gewinn dabei, daß ich mich anstatt mit zwei nur noch mit einer Kuh abplagen muß."

Ja, Gudbrand meinte, das sei gut und vernünftig gesprochen; er nahm gleich die Kuh und ging damit in die Stadt, um sie zu verkaufen; aber als er in die Stadt kam, wollte ihm niemand die Kuh abkaufen.

„Nun ja," dachte Gudbrand, „dann kehre ich mitsamt meiner Kuh wieder nach Hause zurück zu meiner Frau; ich habe ja daheim Stall und Joch für sie, und es ist ebensoweit hin wie her." Damit stiefelte er getrost mit seiner Kuh wieder heimwärts.

Aber als er ein Stück Wegs zurückgelegt hatte, begegnete er einem Mann mit einem Pferd, das er verkaufen wollte. Da dachte Gudbrand, es wäre besser, wenn er ein Pferd und eine Kuh hätte, und so tauschte er mit dem Manne. Nachdem er wieder eine Strecke gegangen war, begegnete er einem Manne, der trieb ein fettes Schwein vor sich her. Da dachte Gudbrand, ein fettes Schwein sei noch vorteilhafter als ein Pferd, und so tauschte er mit dem Manne. Darauf ging er weiter; nun begegnete ihm ein Mann mit einer Ziege, und da dachte er, eine Ziege sei jedenfalls noch besser als ein Schwein, und so tauschte er mit dem, der die Ziege hatte. Dann wanderte er eine gute Weile dahin; da begegnete er einem Manne mit einem

Schaf; mit diesem tauschte er auch, denn er dachte, ein Schaf sei noch besser als eine Ziege. Als er dann noch eine Weile gegangen war, kam ein Mann mit einer Gans daher, und da tauschte Gudbrand das Schaf um die Gans ein. Nachdem er dann lange, lange weitergewandert war, begegnete er einem Manne mit einem Hahn, und mit diesem tauschte er auch, denn er dachte: „Ein Hahn ist immer noch besser als eine Gans."

Er ging nun immer weiter, bis es Mittag wurde; da war er hungrig, und so verkaufte er den Hahn für zwei Groschen und kaufte sich etwas zu essen dafür. „Denn es ist doch immer noch besser, das Leben zu retten, als einen Hahn zu haben," dachte er. Dann ging er immer weiter heimwärts, bis er an den Hof seines nächsten Nachbarn kam; da ging er hinein.

„Nun, wie ist es dir heute in der Stadt ergangen?" fragten die Leute.

„Ach, es ist mir nur so so gegangen," sagte der Mann. „Ich kann mein Glück gerade nicht loben, aber ich kann auch nicht darüber klagen." Und dann erzählte er alles, wie es ihm von Anfang bis zu Ende ergangen war.

„Ja ja, du wirst ordentlich empfangen werden, wenn du zu deiner Frau heimkommst," sagte der Mann vom Nachbarhofe. „Gott steh dir bei, ich möchte nicht an deiner Stelle sein!"

„O, meiner Ansicht nach hätte es noch viel schlimmer gehen können; aber ob es gut oder schlecht gegangen ist, ich habe eine so liebe Frau, die mir niemals ein böses Wort gibt, was ich auch immer tun mag."

„Ja, das weiß ich wohl; aber diesmal wird es gewiß nicht so sein," sagte der Nachbar.

„Wollen wir wetten?" fragte Gudbrand vom Berge. „Daheim

in meiner Truhe liegen bare hundert Taler. Willst du ebensoviel setzen?"

Jawohl, die Wette wurde angenommen; der Mann blieb bis zum Abend bei dem Nachbarn, und als es dunkelte, gingen sie zusammen nach Gudbrands Hof. Dort angekommen, blieb der Nachbar vor der Tür stehen, um zu horchen, der Mann aber ging zu seiner Frau hinein.

„Guten Abend, Mutter," sagte Gudbrand vom Berge, als er eintrat.

„Guten Abend," sagte die Frau. „Ach Gott sei Dank, daß du wieder da bist!"

Ja, er sei auch recht froh, sagte der Mann; und dann fragte die Frau, wie es ihm denn in der Stadt ergangen sei.

„Ach, nur so so," antwortete Gudbrand, „ich kann es gerade nicht loben. Als ich in die Stadt kam, wollte niemand meine Kuh kaufen, da tauschte ich sie um ein Pferd ein."

„Ach, ich danke dir recht schön dafür," sagte die Frau. Wir sind so wohlhabende Leute, daß wir ebensogut wie andere Leute in die Stadt fahren können; und wenn wir die Mittel dazu haben, uns ein Pferd zu halten, so dürfen wir uns auch eins zulegen. Kinder, geht hinaus und stellt das Pferd in den Stall!"

„Ach," fuhr Gudbrand fort, „ich habe aber auch das Pferd nicht mehr, denn als ich eine Strecke Wegs zurückgelegt hatte, tauschte ich es um ein Schwein ein."

„Ei ei," rief die Frau, „das war ganz recht, und ich hätte es genau ebenso gemacht. Jetzt bekommen wir Speck ins Haus und können den Leuten auch etwas Gutes aufwarten, wenn sie uns besuchen. Was hätten wir auch mit dem Pferde sollen? Wenn wir nicht mehr wie bisher zu Fuß in die Kirche gingen, würden die

Leute nur sagen, wir seien hochmütig geworden. Geht hinaus und holt das Schwein herein, Kinder!"

„Aber ich habe auch das Schwein nicht mehr," sagte Gudbrand. „Als ich ein Stück weiter gegangen war, tauschte ich es um eine Ziege ein."

„Ach, ach, wie gut du doch alles machst!" rief die Frau. „Wenn ich es recht überlege, — was hätte ich denn mit dem Schwein sollen? Die Leute hätten nur gesagt, da drüben essen sie alles auf, was sie haben. Nein, jetzt habe ich eine Ziege, nun bekomme ich Milch und Käse und behalte überdies noch die Ziege. Bringt die Ziege herein, Kinder!"

„Ich habe aber auch die Ziege nicht mehr," sagte Gudbrand. „Als ich wieder ein Stück Weges zurückgelegt hatte, vertauschte ich die Ziege um ein prächtiges Schaf."

„Ach du liebe Zeit!" rief die Frau. „Du hast es akkurat so gemacht, wie ich es mir gewünscht hätte, akkurat so, wie wenn ich selbst dabei gewesen wäre. Was hätte ich auch mit der Ziege sollen? Ich hätte über Berg und Tal hinter ihr herlaufen müssen, um sie am Abend wieder einzufangen. Nein, wenn ich ein Schaf habe, dann bekomme ich Wolle und Kleider und obendrein noch etwas zum Essen ins Haus. Geht hinaus, Kinder, und laßt das Schaf herein!"

„Aber ich habe auch das Schaf nicht mehr," sagte Gudbrand; „denn nachdem ich wieder eine Weile gegangen war, vertauschte ich das Schaf um eine Gans."

„Dafür sollst du recht schön bedankt sein, ja, recht vielmals," sagte die Frau. „Was sollte ich mit dem Schaf? Ich habe ja weder ein Spinnrad noch einen Webstuhl, und ich habe auch gar keine Lust, mich mit dem Spinnen und Weben abzuplagen; wir können die Kleider wie bisher kaufen. Nun freue ich mich auf das Gänse=



fett, das ich mir schon so lange gewünscht habe, und jetzt kann ich mir mein kleines Kissen mit Daunen füllen. Geht, Kinder, und holt die Gans herein!"

„Ach, ich habe aber auch die Gans nicht mehr," sagte Gudbrand; „denn als ich wieder eine Strecke zurückgelegt hatte, vertauschte ich sie um einen Hahn."

„Ach, ich weiß gar nicht, wie du das alles herausgebracht hast!" rief die Frau. „Es ist alles, wie wenn ich es selber getan hätte. Ein Hahn! Das ist gerade, wie wenn du eine Weckuhr gekauft hättest, denn jeden Morgen um vier Uhr kräht der Hahn; dann kommen wir auch zur rechten Zeit aus den Federn. Was hätten wir auch mit der Gans sollen? Ich kann ja gar kein Gänseschmalz auslassen, und mein Kissen kann ich mit Riedgras füllen. Geht hinaus, Kinder, und holt den Hahn!"

„Aber ich habe auch den Hahn nicht mehr," sagte Gudbrand; „denn nachdem ich wieder ein Ende gegangen war, plagte mich der Hunger, daß ich den Hahn um zwei Groschen verkaufen mußte, um nicht zu verhungern."

„Nun, Gott sei Dank, daß du das getan hast!" rief die Frau. „Wie du es auch immer machst, du machst es stets gerade so, wie ich es gewünscht hätte. Was hätten wir auch mit dem Hahn sollen! Wir sind ja unsere eigenen Herren und können am Morgen liegen bleiben, solange es uns gefällt. Gott sei Lob und Dank, wenn ich nur dich selbst habe, der alles so gut bestellt, dann brauche ich weder einen Hahn, noch eine Gans, noch ein Schwein, noch eine Kuh."

Da machte Gudbrand die Tür auf. „Habe ich die hundert Taler nun gewonnen?" fragte er. Und der Nachbar konnte nicht anders, er mußte zugeben, daß Gudbrand die Wette gewonnen hatte.

Der grüne Ritter

Es war einmal ein König, der war Witwer und hatte eine einzige Tochter. Aber es gibt ein altes Sprichwort, das sagt, Witwerschmerz sei wie ein Ellenbogenstoß, er tue weh, aber er sei bald vorbei; und dann heiratete der König eine Königin, die hatte zwei Töchter. Und diese Königin war nicht besser, als Stiefmütter zu sein pflegen, nämlich immer schlecht und boshaft gegen die Stieftochter.

Nach langer Zeit, als diese Prinzessinnen erwachsen waren, entstand Krieg, und der König sollte ausziehen, um für Land und Reich zu kämpfen. Da sagte der König zu den drei Töchtern, sie dürften sagen, was er, wenn er den Feind besiegen würde, für sie kaufen und zum Geschenk mit nach Hause bringen solle. Die Stieftöchter durften natürlich zuerst sagen, was sie sich wünschten. Die erste wollte einen goldenen Spinnrocken, aber nur so groß, daß er auf einem silbernen Achtgroschenstück stehen könnte, die zweite wollte einen goldenen Haspel, nur so groß, daß er auf einem silbernen Achtgroschenstück stehen könnte. Das wollten sie haben, aber sie wollten die Sachen weder zum Spinnen noch zum Garnhaspeln. Die eigene Tochter des Königs aber bat um nichts weiter, als daß der König den grünen Ritter von ihr grüßen möge.

Der König zog also in den Krieg und gewann alle Schlachten, und dann kaufte er das, was er seinen Stieftöchtern versprochen hatte, aber das, was seine eigene Tochter sich erbeten hatte, vergaß er vollständig. Dann hielt er ein großes Gastmahl, weil er der Sieger im Kriege geblieben war. Dabei sah er den grünen Ritter; da fiel ihm sein Versprechen ein, und er richtete ihm den Gruß von seiner rechten Tochter aus. Der Ritter dankte dem König für den Gruß und gab ihm ein Buch, das aussah wie ein Gesangbuch mit

einem Schloß daran. Das Buch solle der König mitnehmen und es der Tochter geben, sagte der grüne Ritter, aber der König dürfe es nicht aufmachen, und die Tochter dürfe es auch erst aufmachen, wenn sie ganz allein sei.

Nachdem der König den Krieg und das Gastmahl beendet hatte, kehrte er wieder nach Hause zurück, und er war kaum zur Tür hereingekommen, als ihn auch schon die beiden Stieftöchter fast umrannten und fragten, ob er das mitbringe, was er ihnen zu kaufen versprochen habe. Jawohl, er habe es, antwortete er; seine eigene Tochter aber hielt sich abseits und fragte nach nichts, und der König dachte auch gar nicht mehr an den grünen Ritter, bis er einmal ausgehen wollte. Da zog er den Rock an, den er bei jenem Gastmahl getragen hatte, und als er in die Tasche nach seinem Schnupftuch griff, fühlte er das Buch darin. Nun gab er es seiner Tochter und sagte, er solle einen Gruß bestellen, und dies sei von dem grünen Ritter, sie dürfe es aber erst aufmachen, wenn sie ganz allein sei.

Am Abend, als die Prinzessin ganz allein in ihrer Kammer war, machte sie das Buch auf, und sogleich hörte sie zuerst eine so herrliche Melodie, wie sie noch nie eine gehört hatte, und dann kam der grüne Ritter. Er sagte zu der Prinzessin, das Buch sei so bestellt: wenn sie es aufmache, komme er zu ihr, einerlei, wo sie auch immer sei, und in dem Augenblick, wo sie es wieder zumache, sei er wieder verschwunden.

Nun, die Prinzessin öffnete das Buch sehr oft am Abend, wenn sie allein und ungestört war, und der Ritter kam dann immer und blieb bei ihr. Aber die Stiefmutter mußte ihre Nase in alles stecken; sie merkte, daß jemand bei der Prinzessin war, und zögerte nicht, es dem Könige mitzuteilen. Der König wollte es nicht glauben und sagte, man müsse doch erst sehen, ob es sich auch wirklich so verhalte,

ehe man so etwas behaupte und die Tochter dafür zur Rede stelle. Eines Abends stellten sie sich vor die Tür, und da glaubten sie, deutlich Stimmen drinnen zu vernehmen. Aber als sie hineinkamen, war außer der Tochter niemand drinnen.

„Mit wem hast du gesprochen?“ fragte die Stiefmutter scharf und hart.

„Es war niemand da,“ sagte die Königstochter.

„Doch, ich habe es ganz deutlich gehört,“ versetzte die Stiefmutter.

„Ich habe nur in meinem Gesangbuch gelesen,“ sagte die Königstochter.

„Laß es mich sehen!“ befahl die Königin.

Ach, es sei ja nur ihr Gesangbuch gewesen, meinte der König, und darin dürfe sie doch lesen.

Aber die Stiefmutter blieb bei ihrer Ansicht; deshalb bohrte sie ein Loch in die Wand und belauschte die Prinzessin. Eines Abends hörte sie, daß der Ritter da war, sie riß die Tür auf und drang wie das Wetter zu der Stieftochter hinein; diese aber machte rasch das Buch zu, daß der Ritter in aller Eile verschwand. Aber wie hurtig sie auch gewesen war, die Stiefmutter sah doch noch einen Schein von ihm; und nun war sie gewiß, daß jemand dagewesen war.

Nun unternahm der König eine lange, lange Reise, und während er fort war, ließ die Königin ein tiefes Loch in die Erde graben und dann ein Haus darin bauen; aber in die Mauern ließ sie Rattenpulver und anderes starkes Gift hineintun, so daß nicht einmal eine Maus in das Haus hineinkommen konnte. Der Maurermeister wurde gut dafür bezahlt und versprach, das Land zu verlassen; aber er tat es nicht, sondern blieb, wo er war. In dieses Haus wurde die Königstochter mit ihrer Dienstmagd hineingesperrt, und dann wurde der Zugang vermauert, nur ganz oben blieb eine kleine Öffnung,

durch die man ihr das Essen zukommen lassen konnte. Da saß sie nun und grämte sich, und die Zeit wurde ihr lang und immer länger. Eines Tages aber merkte sie, daß sie ihr Buch bei sich hatte; sie zog es heraus und machte es auf. Zuerst hörte sie wieder die herrliche Musik, die sie früher gehört hatte, dann aber ertönte ein jämmerliches Ächzen und Stöhnen, und plötzlich stand der grüne Ritter vor ihr.

„Ach, ach, ich bin beinahe gestorben," stöhnte er und erzählte ihr dann, die Stiefmutter habe Gift in die Mauern hineingelegt, und er wisse noch nicht, ob er mit dem Leben davonkomme. Und als die Königstochter das Buch wieder zumachte, hörte sie dasselbe Ächzen und Stöhnen wie vorher.

Aber die Magd, die bei ihr war, hatte einen Liebsten; dem ließ sie sagen, er solle zu dem Maurermeister gehen und ihn bitten, er solle das Loch so groß machen, daß sie und die Prinzessin hindurchkriechen könnten. Diese werde ihn so gut dafür bezahlen, daß er seiner Lebtag genug habe. Das geschah; die beiden, die Prinzessin und das Mädchen, entflohen und zogen weit, weit fort in ein fremdes Land; und wo sie hinkamen, fragten sie nach dem grünen Ritter. Schließlich kamen sie an ein Schloß, das war ganz schwarz behängt, und als die beiden eben daran vorüber wanderten, wurden sie von einem sehr heftigen Regenguß überfallen; da trat die Prinzessin unter einen Torbogen der Kirche, um unterzustehen, bis der Regenguß vorüber wäre. Während sie so dastand, kamen zwei Männer, ein junger und ein alter, die auch vor dem Regen Schutz suchten; aber die Prinzessin drückte sich in einen Winkel hinein, daß die Männer sie nicht sehen konnten.

„Warum ist denn das Königsschloß dort so schwarz behängt?" fragte der junge Mann.


TK

„Weißt du es nicht?“ erwiderte der alte. „Der Prinz, den man den grünen Ritter nennt, ist totkrank.“

Und dann erzählte er, wovon der Prinz so krank geworden wäre, und als der junge Mann die ganze Geschichte gehört hatte, fragte er, ob es denn nicht jemand gebe, der ihn wieder heilen könnte.

„Nein, es gibt nur ein einziges Mittel,“ sagte der Alte. Dieses Mittel aber wäre, daß die Jungfrau, die in dem Hause unter der Erde gefangen sitzt, hierherkäme, die heilbringenden Kräuter auf den Wiesen pflückte, sie in süßer Milch kochte und den Prinzen mit dem Safte dreimal wüsche.“ Hierauf zählte er die Kräuter auf, die dazu gehörten, daß der Prinz gesund werde. Die Prinzessin hörte alles, und sie paßte sehr wohl auf. Als der Regen aufgehört hatte, gingen die beiden Männer fort, und die Prinzessin blieb auch nicht mehr lange da. Als sie dahinkamen, wo sie wohnte, ging sie gleich mit ihrer Magd hinaus und suchte allerlei Kräuter auf den Wiesen und im Wald; und sie suchten und pflückten spät und früh alle die Kräuter, die sie zum Kochen des Heiltranks haben mußten.

Alsdann kaufte sich die Prinzessin einen Doktorhut und einen langen Mantel; hierauf ging sie zum König und bot sich an, den Prinzen wieder gesund zu machen.

Ach nein, es habe alles gar keinen Wert, sagte der König; es seien schon so viele dagewesen, die es versucht hätten, aber es sei immer schlimmer anstatt besser geworden. Die Prinzessin aber ließ nicht nach, sondern versprach hoch und teuer, daß sie den Prinzen gesund machen werde, und zwar ganz schnell.

Nun, dann solle sie es eben probieren, sagte der König. Man führte sie zu dem grünen Ritter hinein, und nun wusch sie ihn zum ersten Male. Als sie am nächsten Tage wiederkam, war er schon so wohl, daß er im Bett aufsitzen konnte, und wieder am nächsten Tage

war er stark genug, im Zimmer umherzugehen, am dritten Tage aber war er so gesund wie der Fisch im Wasser. Nun könne er auf die Jagd gehen, sagte der Doktor. Jetzt freute sich der König über den Doktor, wie der Vogel sich über den hellen Tag freut. Aber der Doktor wollte wieder abreisen und sagte, er könne nicht bleiben. Dann warf die Prinzessin den Mantel und den Hut ab, schmückte sich und richtete eine Mahlzeit her, und zuletzt öffnete sie ihr Buch. Dieselbe freudige Melodie wie früher ertönte, und zugleich kam der grüne Ritter. Er verwunderte sich sehr und fragte, wie sie denn hierhergekommen sei. Nun erzählte sie ihm, wie alles zugegangen war; und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, nahm er sie gleich mit aufs Schloß, und da erzählte er dem König alles von Anfang bis zu Ende.

Dann wurde die Hochzeit gefeiert mit Glanz und Pracht, und als diese vorüber war, reisten sie miteinander heim. Da war große Freude bei ihrem Vater. Die Stiefmutter aber steckten sie in ein mit Nägeln ausgeschlagenes Faß und rollten sie darin den Berg hinunter.





Der Bär und der Fuchs

1. „Laß die Tannenwurzel los und nimm die Fuchspfote!“

Es war einmal ein Bär, der saß auf einem sonnigen Hügel und schlief. Da kam ein Fuchs dahergeschlichen und sah ihn.

„Sitzest du hier und machst ein Schläfchen, Großvater?“ sagte der Fuchs. In seinem Herzen aber dachte er: „Nun will ich ihm einen Streich spielen!“ Er suchte drei Waldmäuse, die legte er auf einen Baumstumpf dicht unter die Nase des Bären. „Buh, auf, auf, Meister Petz! Peter, der Schütz, liegt hinter dem Baumstumpf!“ schrie er dem Bären ins Ohr und rannte dann eilig in den Wald hinein.

Der Bär fuhr jäh auf, und als er die drei Mäuse sah, wurde er so wütend, daß er schon die Tatzen aufhob, um daraufzuschlagen, denn er glaubte, diese hätten ihm in die Ohren geschrieen.

Aber dann gewahrte er den Schwanz des Fuchses zwischen den

Büschen drüben am Waldrand, und flugs! setzte er ihm nach, daß es im Unterholz nur so krachte. Jetzt war Meister Petz dem Reineke so nahe, daß er dessen rechte Hinterpfote greifen konnte, in dem Augenblick, wo der Fuchs in einen Bau unter einer Tannenwurzel hineinschlüpfen wollte.

„Laß die Tannenwurzel los und nimm die Fuchspfote!" schrie der Fuchs; und da ließ der Bär die Pfote los. Aber da lachte der Fuchs tief aus dem Bau heraus und sagte:

„Diesmal hab ich dich gekriegt, Großvater!"

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben," sagte der Bär wütend.

2. Sie wetten um Speck und Honigwabe.

Am nächsten Tag früh am Morgen, als der Bär mit einem fetten Schwein über das Moor daherkam, saß der Fuchs auf einem Felsblock am Rande des Moors.

„Guten Tag, Großvater!" sagte der Fuchs. „Was hast du denn da Gutes?" fragte er.

„Speck," antwortete der Bär.

„Ich hab auch etwas Leckeres," sagte der Fuchs.

„Was ist es?" fragte der Bär.

„Die größte Honigwabe, die ich je gefunden habe," sagte Reineke.

„Ach so," sagte der Bär und grinste und leckte mit der Zunge, so verlockend erschien ihm die Aussicht auf ein wenig Honig. „Wollen wir tauschen?"

„Nein, das tu ich nicht," sagte Reineke. Aber dann wetteten sie und kamen überein, jeder solle die Namen von drei verschiedenen Bäumen sagen. Wenn Reineke sie schneller sagen könne als der Bär, sollte er einmal von dem Speck abbeißen dürfen, wenn aber der Bär sie schneller sagen könnte, dann sollte er einmal an der Honigwabe

saugen dürfen. Der Bär dachte, er würde den ganzen Honig mit einem einzigen Zug aussaugen.

„Ja," sagte der Fuchs, „das ist nun alles recht und gut, aber das sage ich dir, wenn ich gewinne, dann bist du verpflichtet, an der Stelle, wo ich abbeißen will, vorher die Borsten auszureißen."

„Jawohl, ich werde dir helfen, da du es nicht selbst kannst," sagte der Bär.

Nun sollten sie die Bäume aufzählen.

„Tanne, Fichte, Kiefer!" brummte der Bär — er hatte eine heisere Stimme. Aber das war nur ein Baum, denn eine Fichte ist auch nichts anderes als eine Tanne, ebenso wie die Kiefer.

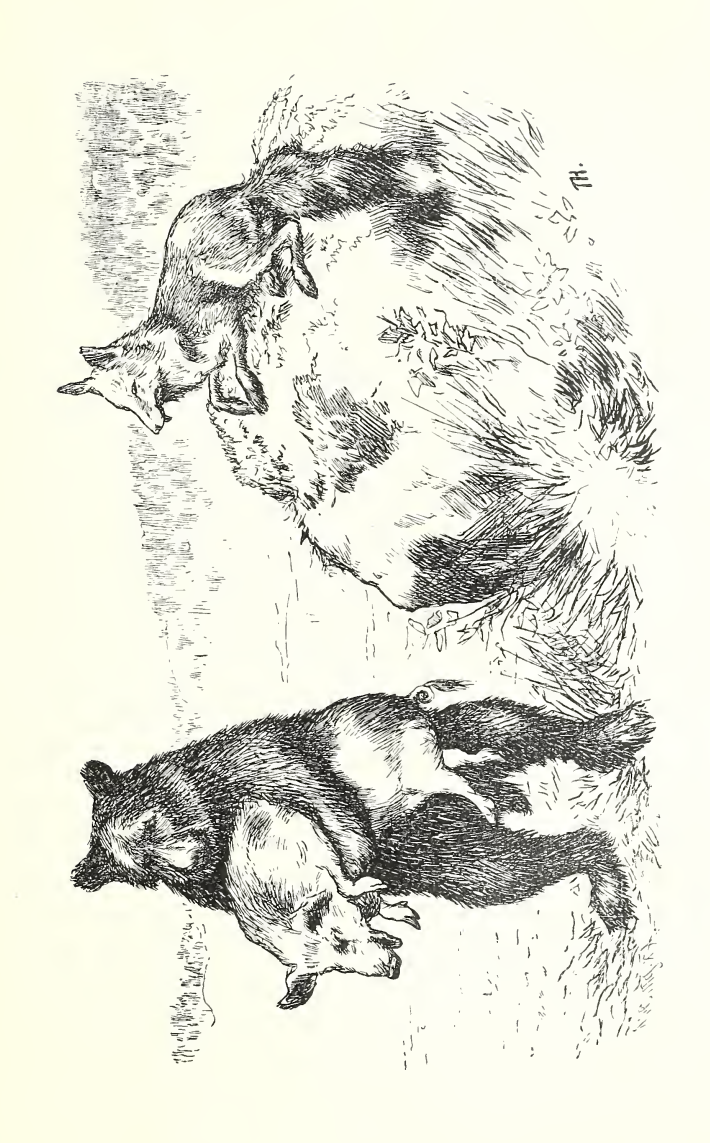
„Esche, Erle, Eiche!" schrie der Fuchs, daß es durch den Wald schallte. Da hatte er gewonnen. Er fuhr von dem Stein herunter, biß dem Schwein mit einem einzigen Biß das Herz heraus und wollte davonspringen. Aber der Bär wurde wütend, weil der Fuchs das Beste des ganzen Schweins genommen hatte, er packte ihn am Schwanz und hielt ihn fest.

„Wart ein wenig!" rief er wild schnaubend.

„Ach, das ist doch einerlei, Großvater. Wenn du mich losläßt, darfst du meinen Honig versuchen," sagte der Fuchs.

Als der Bär das hörte, ließ er den Fuchs los, der sogleich nach dem Honig lief.

„Hier," sagte Reineke, „ich lege ein Blatt auf dieses Hummelnest, unter dem Blatt ist ein kleines Loch, durch dieses kannst du den Honig heraussaugen," sagte er; zugleich aber hob er das Hummelnest dem Bären unter die Nase, riß das Blatt weg, sprang auf den Felsblock und lachte und grinste, denn da war weder ein Hummelnest noch Honig, sondern ein großes Wespennest, so groß wie der Kopf eines Mannes und ganz voller Wespen; die Wespen schwärmten heraus und



stachen den Bären in die Augen und Ohren, ins Maul und auf die Schnauze. Und der Bär hatte so übergenug zu tun, sich der Wespen zu erwehren, daß er keine Zeit mehr hatte, an den Fuchs zu denken.

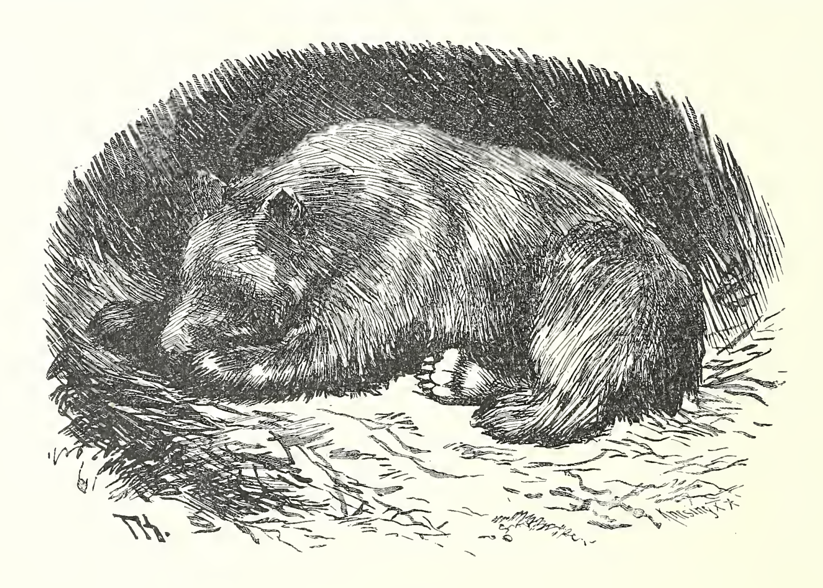
Seit diesem Tage hat der Bär so große Angst vor den Wespen.

3. Sie wollten gemeinsam einen Acker bestellen.

Es war einmal ein Fuchs und ein Bär, die wollten einen Acker gemeinsam bestellen. Sie hatten eine kleine Lichtung droben im Walde, und im ersten Jahre säten sie Roggen.

„Nun wollen wir teilen, wie es recht ist," sagte der Fuchs. „Willst du das untere, dann nehme ich das obere," sagte er.

Der Bär war damit einverstanden; so bekam der Fuchs das Korn, der Bär aber bekam nichts als Fasern und Zasern. Das gefiel dem Meister Petz nicht, aber der Fuchs sagte, es sei ganz nach der Übereinkunft. „In diesem Jahre habe ich den Gewinn," sagte der Fuchs,



„in einem andern Jahre du, dann bekommst du das Untere, und ich begnüge mich mit dem Oberen."

Aber als im Frühling die Saatzeit herankam, fragte der Fuchs, was der Bär von Rüben denke. O ja, das sei eine bessere Kost als Korn, meinte der Bär, und das meinte der Fuchs auch. Und als der Herbst kam, nahm der Fuchs die Rüben, der Bär aber bekam die Blätter. Da wurde Meister Petz so wütend, daß er sich auf der Stelle von dem Fuchs trennte.

4. Reineke Fuchs will Pferdefleisch versuchen.

Eines Tages lag der Bär draußen und fraß von einem Pferd, das er erschlagen hatte. Reineke war auch wieder auf dem Strich; er kam herbeigeschlichen, und in Erwartung eines guten Bissens Pferdefleisch lief ihm schon das Wasser im Maule zusammen. Er schlängelte sich allmählich heran, bis er hinter dem Bären angekommen war, da machte er einen Sprung nach der andern Seite des Pferdekörpers, und im Vorbeispringen biß er einen Happen davon ab. Der Bär, nicht faul, schlug nach Reineke, daß er die Spitze des roten Fuchsschwanzes in seine Tatze bekam; und seit der Zeit hat der Fuchs eine weiße Schwanzspitze.

„Komm her, Reineke," sagte der Bär, „dann will ich dich lehren, wie man Pferde fängt."

Ja, das wollte Reineke gerne lernen, aber er ging nicht näher herbei, als er sich getraute.

„Wenn du ein Pferd auf einem sonnigen Hügel liegen siehst, das schläft, mußt du dich fest an seinen Schwanz hängen und ihm deine Zähne in den Schenkel hineinschlagen," sagte er.

Es dauerte nicht lange, da sah der Fuchs ein Pferd, das auf einem sonnigen Hügel lag und schlief; da tat er, wie der Bär ihm

gesagt hatte; er hängte sich fest in den Pferdeschweif ein und hieb seine Zähne in den Schenkel des Pferdes. Dieses fuhr auf, schlug um sich und jagte davon, daß Reineke über Stock und Stein geschleift und so zerschlagen und geschunden wurde, daß ihm beinahe Hören und Sehen verging. Schließlich kamen sie an einem Hasen vorbei.

„Wohin geht die Reise so schnell, Reineke Fuchs?“ fragte der Hase.

„Mit der Schnellpost, mein guter Lampe,“ sagte der Fuchs. Der Hase setzte sich auf die Hinterläufe und lachte so toll, daß ihm das Maul, bis an die Ohren aufschlitzte, weil Reineke so vornehm mit der Post fuhr. Aber seit jener Postfahrt hat Reineke nie wieder Pferde fangen wollen. Diesmal war der Bär der Schlaue gewesen; sonst heißt es immer, er sei so leichtgläubig wie die Trolle.





Vom Burschen, der ein Handelsmann werden wollte

Es war einmal eine Witwe, die hatte einen Sohn, dessen ganzes Sinnen und Trachten darauf ausging, ein Handelsmann zu werden. Sie waren aber so arm, daß sie gar nichts hatten, womit er hätte Handel treiben können. Das einzige, was die Witwe besaß, war ein Mutterschwein, und um dieses bittelte und bettelte sie der Sohn so lange, bis sie es ihm endlich lassen mußte. Als er das Schwein hatte, wollte er fort und es verkaufen, damit er etwas bekäme, womit er Handel treiben könnte. Er bot das Schwein allen Leuten an, aber niemand wollte um diese Zeit ein Schwein kaufen. Schließlich kam er zu einem reichen Bauernprotzen, und der gehörte zu der Sorte Menschen, die nie genug bekommen können.

„Willst du heute ein Schwein kaufen?“ fragte der Bursche. „Ein großes Schwein, ein gutes Schwein, dazu auch ein recht fettes Schwein,“ sagte er.

„Was will Er dafür haben?“ fragte der Großbauer.

O, es sei wenigstens ein Dutzend Gulden wert, und zwar unter Brüdern, sagte der Bursche; da aber die Zeiten gar so knapp und das Geld so rar sei, wolle er es für vier Gulden hergeben, dann sei es so gut wie geschenkt.

Nein, soviel wollte der Hofbauer nicht geben, ja, er würde nicht einmal einen einzigen Gulden dafür geben, er habe mehr Mutterschweine, als ihm lieb sei, es sei gar nicht leicht, sie zu verkaufen; da aber der Bursche so darauf aus sei, sein Schwein los zu werden, wolle er ihm den Gefallen tun und es nehmen; aber der höchste Preis, den er dafür zahle, seien vier Groschen; wenn der Bursche damit einverstanden sei, solle er das Schwein in den Schweinestall zu den andern Schweinen stellen, sagte er.

Der Bursche meinte, es sei doch schändlich, daß er nicht mehr für sein Schwein bekommen solle; aber etwas kam ihm doch immer noch besser vor als gar nichts; er nahm also die vier Groschen und stellte das Schwein in den Stall; nun hatte er doch wenigstens etwas Geld in den Händen. Aber als er wieder auf der Straße war, mußte er immerfort daran denken, daß er geprellt worden sei, und daß er mit vier Groschen nicht weit kommen würde. Je länger er darüber nachgrübelte, desto aufgebrachter wurde er, und dann dachte er in seinem Herzen: „Wenn ich ihm jetzt nur auch einen rechten Streich spielen könnte, dann wollte ich mich keinen Deut mehr um das Schwein und die Groschen grämen.“

Da zog der Bursche einen langen Rock an und machte sich einen falschen Bocksbart, und dann ging er zu dem Hofbauern zurück und

sagte, er komme aus fremden Landen; da habe er das Zimmerhandwerk erlernt, — er wisse, daß der Bauer bauen lassen wollte.

Nun ja, der Bauer sagte, er wolle dem Zimmermeister gern seinen Bau übergeben, denn hier im Dorfe gebe es nur einfache Zimmerleute, die ihre Sache daheim gelernt hätten. Als sie nun hingingen und sich das Bauholz ansahen, waren es lauter ausgezeichnete Balken, wie man sie sich zu einem Hausbau nur wünschen konnte, und der Bursche sagte auch, das seien prächtige Balken, er könne es nicht leugnen; aber im Ausland habe man jetzt einen neuen Gebrauch eingeführt, der viel besser sei als der alte: es würden keine langen Balken mehr zurechtgehauen und in die Wände eingefügt, sondern man verarbeite sie zu lauter kleinen Klötzen, die man in der Sonne trocknen lasse und dann wieder zusammenfüge; dadurch würden sie viel stärker und schöner als bei den altmodischen Blockhäusern. „So macht man es jetzt allerorten im Ausland,“ sagte er.

Nun, dann solle er es so machen, sagte der Hofbauer; und er ließ alle Zimmerleute und Holzfäller aus dem Dorfe kommen, damit sie sein Bauholz in kleine Klötze zersägten.

„Aber dann gehören noch ein paar große Bäume dazu, so recht große Holländer Stämme zu Tragbalken. Aber vielleicht gibt es in deinem Wald gar keine so großen?“ fragte der Bursche.

„O doch, in meinem Walde ist es gut bestellt mit solchen Bäumen,“ sagte der Hofbauer; und hierauf gingen die beiden stracks miteinander in den Wald.

Ein Stück weit im Wald drinnen trafen sie auf so einen großen Baum. „Ich sollte meinen, der wäre groß genug,“ sagte der Mann.

„Nein, der ist nicht groß genug; hast du nicht noch größere? Sonst kommen wir nach der neuen Bauart mit dem Hausbau nicht zustande,“ sagte der Bursche.

10*

„Doch, ich habe noch viel größere, du wirst es gleich sehen,“ sagte der Mann, „wir müssen nur noch tiefer in den Wald hineingehen.“ Sie wanderten weit über den Hügel hin und kamen schließlich an einen mächtigen Baum, einen Baum, der den größten Mastbaum abgeben konnte.

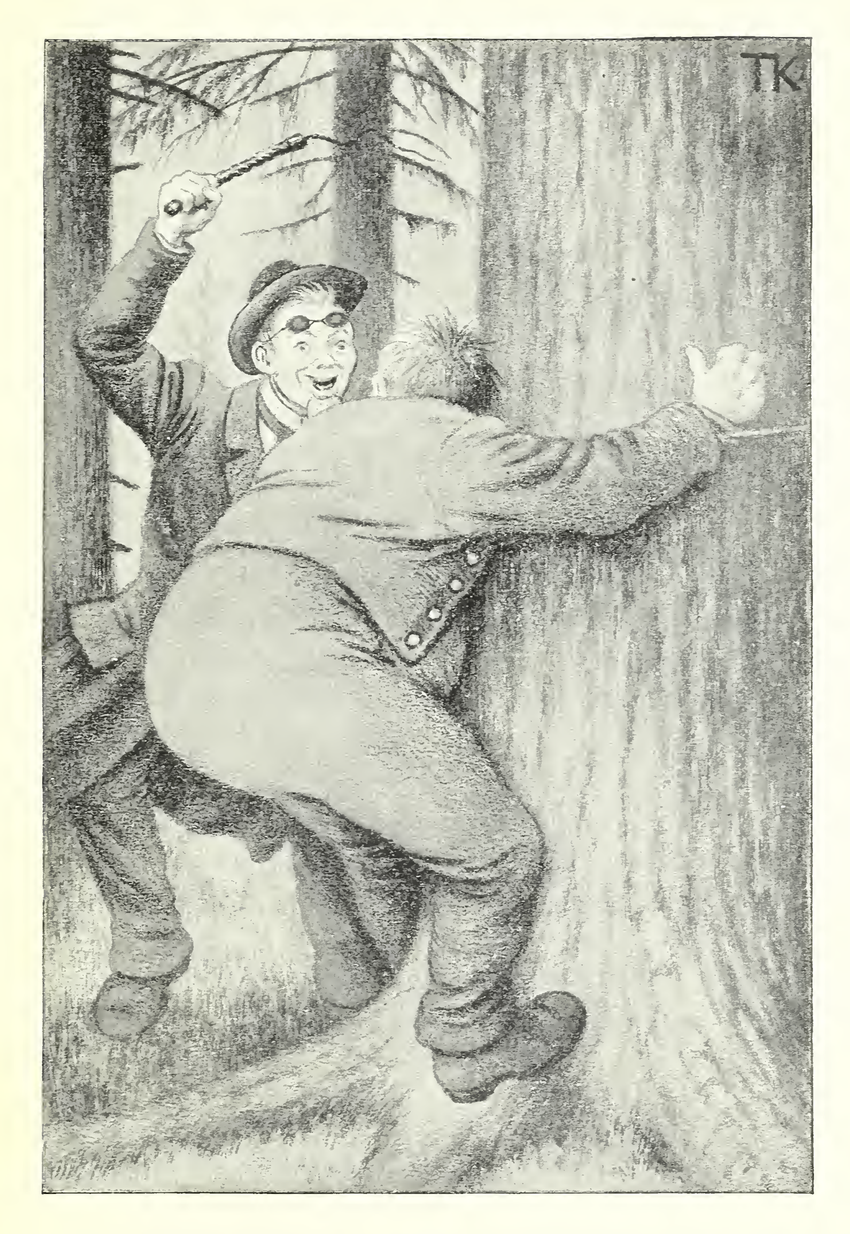
„Meinst du, der sei groß genug?“ fragte der Mann.

„Ich glaube es beinahe,“ sagte der Bursche. „Komm, wir wollen ihn umspannen, dann werden wir ja sehen. Geh du auf die andere Seite der Tanne, dann bleibe ich hier stehen, und wenn wir mit unsern Händen nicht zusammenreichen können, dann ist sie groß genug. Aber strecke dich gut, strecke dich gut, das sage ich dir,“ sagte der Bursche, indem er einen Strick herauszog. Der Mann tat, was der Bursche ihn geheißen hatte.

„Es wird doch noch reichen,“ sagte der Bursche. „Wart ein wenig, ich will dich besser strecken,“ sagte er und legte die Schlinge blitzschnell um die Handgelenke des Hofbauern, zog sie zu und band den Mann fest an den Tannenbaum; dann holte er den Strick und prügelte den Mann durch, solange er noch einen Arm rühren konnte.

„Hier ist der Bursche, dem du das Mutterschwein abgekauft hast! Ha, hier ist der Bursche, dem du das Mutterschwein abgekauft hast!“ schrie er und hörte nicht auf, zuzuschlagen, bis er dachte, nun habe der Mann sein Teil und er selbst Genugtuung für sein Schwein. Hierauf band er den Bauern los und ließ ihn liegen.

Als der Hofbauer nicht heimkam, wurde das Dorf aufgeboten; man suchte die ganze Gegend ab, und schließlich fand man ihn unter der großen Tanne, aber da war er mehr tot als lebendig. Nachdem man ihn glücklich auf seinen Hof geschafft hatte, kam der Bursche, der sich als Arzt verkleidet hatte, und sagte, er komme vom Ausland, und er wisse Mittel gegen allerhand böse Krankheiten.


TK

Als der Mann das hörte, wollte er, daß dieser Doktor ihn kuriere, und der Bursche meinte, die Genesung werde nicht auf sich warten lassen, aber man müsse den Kranken in eine besondere Stube bringen und ihn da ganz allein mit ihm lassen. „Wenn ihr ihn schreien hört,“ sagte der Bursche, „braucht ihr euch gar nicht darum zu kümmern, denn je lauter er schreit, desto schneller wird er gesund.“

„Zuerst werde ich dich zur Ader lassen,“ begann der Bursche; hierauf legte er den Mann mit dem Gesicht abwärts auf die lange Bank und band ihn mit seinen Stricken gut fest; dann kam die Peitsche heraus, und nun hieb er ihn wieder, was er konnte. Der Mann schrie und heulte, denn sein Rücken war wund, daß das bloße Fleisch heraussah, und der Bursche hieb wie verrückt darauf los. „Hier ist der Bursche, dem du das Schwein abgekauft hast! Ja, hier ist der Bursche, dem du das Schwein abgekauft hast!“ rief er.

Der Mann schrie, wie wenn er am Messer steckte; aber niemand kümmerte sich darum, die Leute meinten, je mehr er schreie, desto schneller werde er gesund. Nachdem der Bursche seine Kur vollendet hatte, machte er sich aus dem Staube, so schnell er konnte. Aber die Leute verfolgten ihn, holten ihn ein und nahmen ihn gefangen, und dann wurde er verurteilt, gehängt zu werden. Und der Hofbauer war so wütend über ihn, daß er sagte, der Bursche dürfe nicht gehängt werden, ehe er so gesund sei, daß er das Hängen selbst besorgen könne.

Während nun der Bursche im Gefängnis saß und darauf wartete, gehängt zu werden, sah er, daß eines Nachts einer der Häusler auf dem Hofe herumschlich und den Hofbauern bestahl. „Du bist ein rechtes Diebsgesicht,“ dachte er. „Es wäre doch recht nett, wenn ich dir, bevor ich gehängt werde, noch einen Streich spielen könnte,“ sagte er vor sich hin.

Als der Hofbauer soweit hergestellt war, daß er glaubte, er sei nun imstande, den Burschen zu hängen, ließ er drunten am Mühlen=

weg einen Galgen errichten, damit er den Leichnam dort baumeln sehen könnte, so oft er nach der Mühle ginge. Als sie nun nach dem Galgen unterwegs waren, sagte der Bursche:

„Du verweigerst mir doch wohl nicht, daß ich mit deinem Häusler, der eben in der Mühle mahlt, unter vier Augen spreche. Ich habe ihm einmal einen bösen Streich gespielt, nun will ich ihm beichten und ihn dafür um Verzeihung bitten, ehe ich sterbe."

Nein, das wolle er ihm nicht verweigern, sagte der Großbauer.

„Gott stehe dir bei," sagte der Bursche zu dem Häusler. „Da kommt dein Herr und will dich hängen, weil du in seinem Garten gestohlen hast."

Als der Häusler das hörte, geriet er in solche Verzweiflung, daß er nicht mehr aus und ein wußte; und er fragte den Burschen, was er denn tun solle.

„Komm und wechsle die Kleider mit mir, und verstecke dich hinter der Tür, dann denkt er, ich sei es," sagte der Bursche, und wenn er jemand greift, dann greift er nicht dich, sondern mich," sagte er.

Es dauerte eine Weile, bis sie die Kleider gewechselt hatten; der Hofbauer bekam allmählich Angst, der Bursche könnte entwischt sein; und so lief er in vollem Galopp nach der Mühle.

„Wo ist er?" sagte er zu dem Burschen, der weiß wie ein Müller dastand.

„Er war eben noch da; ich glaube, er hat sich hinter der Tür versteckt," sagte der Bursche.

„Ja, ich werde dich lehren, dich zu verstecken, du Halunke!" rief der Hofbauer. Er ergriff den Häusler in hellem Zorn; und fort ging es an den Galgen mit ihm, wo er ihn sogleich aufknüpfte, und er dachte nicht anders, als daß er den Burschen gehängt hätte.

Nachdem dies getan war, ging er in die Mühle zurück, um mit seinem Häusler, der beim Mahlen war, zu sprechen.

Der Bursche hob den oberen Mühlstein auf und prüfte eben das gemahlene Mehl mit den Händen.

„Kommt hierher, dann könnt Ihr sehen, wie sonderbar dieser Mühlstein ist," sagte der Bursche.

Der Hofbauer tat es; aber in demselben Augenblick ließ der Bursche den Hebel los und ließ den oberen Mühlstein auf den Hofbauern herunterfallen, so daß er zwischen den Steinen eingeklemmt war, und dann rasch die Peitsche heraus und den Bauern aus Leibeskräften durchgehauen!

„Ja, hier ist der Bursche, dem du das Schwein abgekauft hast!" schrie er.

Als er ihn nach Herzenslust durchgeprügelt hatte, ging er nach Hause zu seiner Mutter; und als eine Weile vergangen war und der Hofbauer wieder zu sich gekommen sein konnte, sagte er zu ihr:

„Ja, nun wird er bald kommen, der Mann, dem ich das Schwein verkauft habe, jetzt weiß ich nicht mehr, wie ich mich vor ihm retten soll; ich muß draußen ein Loch in den Boden machen, in das muß ich mich den Tag über hineinlegen, und du mußt dann das sagen, was ich dir auftrage," sagte der Bursche, und teilte ihr dann mit, was sie sagen und tun sollte.

Er grub nun ein Loch, wie er gesagt hatte, nahm ein langes großes Metzgermesser mit, legte sich in das Loch hinein, und die Mutter deckte ihn mit Tannenzweigen, dürrem Reisig und Moos zu, so daß er wohl verborgen war. Nach einer Weile kam der Hofbauer daher und fragte nach dem Burschen.

„Ja, aus ihm ist ein merkwürdiger Mann geworden, obgleich er von mir nichts als ein Schwein bekommen hatte," sagte die Frau. „Er war nacheinander Zimmermann und Doktor, dann wurde er gehängt, ist aber wieder von den Toten auferstanden, und doch habe

ich nie etwas anderes als Schlechtes von ihm gehört. Vor kurzem kam er in aller Eile dahergerannt, und da machte er mir die größte Freude, die ich je gehabt habe, er legte sich hin und starb," sagte die Frau. „Ich habe ihn nicht so lieb gehabt, daß ich Geld für eine Leichenrede und für ein Grab ausgegeben hätte, deshalb vergrub ich ihn hinter dem Haus in der Erde und häufte Zweige und Moos über ihn."

„Tausend auch, nun hat er mich doch geprellt und ist mir entgangen!" sagte der Mann. „Aber da ich mich nun nicht bei seinen Lebzeiten an ihm gerächt habe, werde ich ihm noch sein Grab schänden."

Er ging hinter das Haus an die Grube und wollte sich eben niedersetzen; aber in demselben Augenblick stieß ihm der Bursche das Messer bis an das Heft hinein und schrie:

„Hier ist der Bursche, dem du das Schwein abgekauft hast! Ja, hier ist der Bursche, dem du das Schwein abgekauft hast!"

Der Mann lief davon mit dem Messer im Leibe, und er war nun so voller Angst und Schrecken, daß man später nie mehr etwas von ihm gesehen oder gehört hat.





Selma Lagerlöf

Wunderbare Reise

des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen

Ein Kinderbuch

Drei Bände

Umschlagzeichnung von Wilhelm Schulz

Preis geheftet 11 Mark, gebunden 14 Mark

Das litterarische Echo, Berlin: Unter den Freunden Selma Lagerlöfs gibt es viele, die sich nach ihrem „Gösta Berling" ein Märchenbuch aus ihrer Feder wünschten. Bei ihr finden wir noch die ursprüngliche, urwaldfrische Phantasie, die mit den Erscheinungen der Natur in innigster Verwandtschaft lebt. Wer das Trostlose unserer neueren Märchenproduktion genauer kennen gelernt hat, dieses gedankenarme Wiederkäuen tausendmal gesagter Dinge in stereotyper Form, der wird begreifen, was das Wort Ursprünglichkeit hier bedeutet. In der Tat ist die abenteuerliche Reise des kleinen Nils Holgersson eine ganz wundervolle Geschichte, vielmehr eine Reihe köstlicher Geschichten, von denen einzelne zum Besten gehören, was die Lagerlöf bisher geschrieben hat. Um sich von der Wahrheit dieser Worte zu überzeugen, schlage man das Kapitel „Karlskrona" auf, ein kleines Wunder klarer Komposition und humorvoller Phantastik. Immer wieder staunt man auf jeder Seite des Buches über die tiefe Kenntnis aller Wesen der Natur, die eine meisterliche Individualisierung erfahren.

Wilhelm Schulz

Der Prutzeltopf

Ein Kinderbuch

Lustige Verse mit vielen bunten Bildern

Preis kartoniert 3 Mark

Berner Bund: In diesem Kinderbuche hat uns der humorvolle Malerpoet Wilhelm Schulz ein modernes Kinderbuch beschert, das hochkünstlerisch und dabei doch im wahrsten Sinne kindlich ist. Bei Wilhelm Schulz' Bildern und Versen hat man durchaus das Gefühl des Natürlichen, Selbstverständlichen. Ein sonniger Humor leuchtet über den Seiten dieses Buches, das durch die Fülle seiner amüsanten Abenteuer das helle Entzücken unserer Kleinen erregen wird.

Der Kunstwart: Nach guter Struwelpeterart gibt's immer eine kleine, unaufdringliche Moral von der Geschichte, aber das Beste sind doch die ganz kindermäßigen und zugleich echten, oft fast großen Phantasieanschauungen, die das Kind aus den klaren und künstlerisch feinen Bildern empfängt.

Berliner Tageblatt: Ein famoses Buch!

Die Zeit, Wien: Das beste Kinderbuch dieses Jahres scheint mir der „Prutzeltopf“ zu sein.

Kölnische Zeitung: Eine besondere Empfehlung verdient noch das in letzter Stunde eingetroffene drollige Bilderbuch aus dem Verlag von Albert Langen in München: „Der Prutzeltopf, ein Kinderbuch, Bilder und Verse von Wilhelm Schulz“.

Wilhelm Schulz

Der bunte Kranz

Ein Gedichtbuch

Mit vielen Zeichnungen und Vignetten vom Verfasser

Preis geheftet 2 Mark, in Leinen gebunden 3 Mark 50 Pf., in Halbfranz 4 Mark 50 Pf.

Berliner Tageblatt: Von deutschen Burgen und Dörfern, von Rittern und Bauerndirnen und dunkelm Zauberspuk singt er in seinen Liedern, für die er, wie kaum ein andrer heute, das echteste Klangkolorit des Volkstones findet.

Die Welt am Montag, Berlin: Das Buch war von den vielen Freunden des Maler-Dichters längst in Sehnsucht erwartet. Es bringt uns endlich ein rundes Bild seiner reichen Künstlerschaft. Da sind sie alle, die bekannten Verse, die Klang und Farbe alter Volksweisen haben, und da sind sie auch, die derben Zeichnungen, die, wie es sonst Illustrationen niemals beschieden ist, sich mit den Worten des Dichters zusammenschweißen zu einer seltsamen Einheit, die Auge und Ohr sich gleichermaßen einprägt. . . . Überhaupt die Liebe! Wilhelm Schulz findet immer neue Weisen für ihr Lust und Leid; nur liegt ihm nichts so fern wie die Sentimentalität. Er löst den Liebeskummer auf in launiger Resignation wie in dem Lied vom Fischer, der am Bodensee sitzt und sein Herz aus dem Wasser angelt, das ihm vom Liebchen mit in die Fremde genommen war. . . . Noch vieles bliebe übrig zu sagen. So von der suggestiven Kraft, über die Wilhelm Schulz verfügt, wenn er unheimliche Stimmungen darstellt. Auch hierin ist seine Dichtkunst eben dem Volkslied gleich und sein Griffel dem der alten deutschen Meister. Viele erstreben diese Ähnlichkeit; daß sie bei Wilhelm Schulz so ganz und gar ungewollt ist, das erhebt ihn so turmhoch über alle Modebedeutung.

Helena Nyblom

Es war einmal

Märchen

Umschlagzeichnung von Th. Kittelsen

Preis geheftet M. 3,50, gebunden M. 4,50

Tägliche Rundschau, Berlin: Die Dichterin zeigt auf jeder Seite des Buches, daß sie ein warmes Herz für die Jugend hat. Der Einblick, den sie uns hier in ihr Wesen gewährt, offenbart auf das wohltuendste ihre wahre und treue Denkart, ihren innigen und warmen Ernst, ihre graziöse Heiterkeit. Sie hat im engen Rahmen dieser Märchen abgeschlossene Kunstwerke von vollendeter Schönheit, psychologische Meisterstücke geschaffen, in denen die ganze Skala der menschlichen Empfindungen vom Erhabenen bis zum Lächerlichen, vom Schalkhaften bis zum Dämonischen zu genialer dichterischer Behandlung gelangt. Helena Nyblom steht eine überraschende Kraft der Empfindung, ein außerordentlicher Reichtum der Phantasie, eine ergreifende Innigkeit des Ausdrucks und eine Fähigkeit zu Gebote, mit Farben zu malen, wie sie nur ein wirklich großer Künstler zu mischen versteht. Die Natur hat ihr ihre geheimsten Reize entschleiert. In unnachahmlicher Weise versteht sie den weltentrückten Zauber des stillen Waldfriedens, die hoheitsvolle Schönheit des Meeres zu schildern, so daß es aus ihren Märchen wie ein reiner Hauch von Waldduft und Meeresweben uns entgegenweht. Und sollte auch einiges von dem, was sonst aus ihrer Feder geflossen ist, im Zeitenlauf teilweise der Vergessenheit anheimfallen: Der Garten ihrer Dichtkunst wird allezeit gleich blütenduftig prangen, wo ihre unerschöpfliche Phantasie eine immer neue Feenwelt erschließende Märchen herzaubert. Es wäre daher höchst wünschenswert, wenn der herrliche Band „Es war einmal“, wenn diese wundersamen, von Frau Martha Hartmann-Sommer in Lübeck meisterhaft verdeutschten Märchen Eingang in so manches deutsche Heim fänden!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig





